

Und keiner weiß warum

Donbaß. Eine deportierte Geschichte

Als ich mich dieses Themas annahm, versuchte ich mich ihm auch gefühlsmäßig zu nähern. Diese emotionale Einstellung, dieses Mitgefühl fand ich in den Erinnerungen und Obsessionen meiner Kindheit wieder.

Die erste Erinnerung entstammt einer Erzählung meines Vaters. Als er in den 50er Jahren in einer Arbeitskompanie beim Militär war, durfte er, da er keine „gesunde“ politische Herkunft hatte, wie viele andere, die in der gleichen Lage waren, keinen richtigen Militärdienst machen, sondern mußte arbeiten. Es handelte sich demnach in diesem Fall nicht um eine „Kampf-“, sondern um eine „Arbeitsarmee“. Dort lernte er einen Soldaten kennen, der später sein Freund wurde. Beide waren sie Bauernsöhne aus dem Banat. Dieser Soldat hieß Willi Truth und stammte aus Dolaz, einer Ortschaft aus dem Banat. An einem der Tage zu Beginn des Militärdienstes, während dem wöchentlichen Bad, entdeckte mein Vater, daß Willis Haut von einer Menge schwarzer Punkte befleckt war, die beim Waschen nicht verschwanden. Der Körper des jungen Soldaten, des jungen Schwaben aus der Banater Ebene war mit Kohlestaub aus den Donbaßer Gruben geradezu imprägniert.

Eine dramatische Geschichte hat den Körper dieses bescheidenen und anonymen Menschen organisch wahrscheinlich für immer gezeichnet. Die Geschichte zeichnete diesmal auch den Körper und nicht nur das menschliche Gewissen. Willis Körper kann zur Metapher einer „krummen“ Geschichte umgekehrt werden, die den Menschen dieser Erde widerfahren ist.

Eine zweite Erinnerung entstammt einer Erzählung meiner Mutter, einer Bauerntochter aus einem Banater Dorf, das repräsentativ ist für das, was das Banat schlechthin ausmacht, ein multikonfessioneller und multiethnischer Landstrich. Es handelt sich um die Gemeinde Denta, wo seit Jahrhunderten Rumänen, Deutsche, Serben, Ungarn, Bulgaren und Zigeuner miteinander leben. Mein Großvater war in

der Zwischenkriegszeit Bürgermeister dieses Dorfes und maßgebender Vertreter der nationalen Bauernpartei. Meine Mutter war 1945 dreizehn Jahre alt, als eines Tages eine ihrer Freundinnen, Kati Rischer, eine Schwäbin, ins Haus meiner Großeltern flüchtete und sich unter dem Bett versteckte, weil die von Russen geleitete Kommission hinter ihr her war, um sie in die UdSSR zu deportieren. Einer der russisch gesinnten Rumänen aus dem Dorf, der erfahren hatte, daß sich die junge Schwäbin im Haus ihrer Freundin versteckte, verständigte meinen Großvater, daß er meine Mutter anstatt Kati holen würde. In dem Augenblick kroch Kati unter dem Bett hervor und ergab sich. Sowohl Kati, die Freundin meiner Mutter, als auch Willi sind ihrem Schicksal gefolgt. Meines Vaters Freund ist nach Deutschland ausgewandert und Kati starb vor zwei Jahren.

Diese beiden Erzählungen haben mir das Schicksal der Deportierten gefühlsmäßig nähergebracht, vor allem weil die Familie meiner Mutter fünf Jahre später, das heißt 1950, in den Bărăgan deportiert wurde, den auch ich im Alter von drei Jahren kennenlernte. Der Donbaß und der sind zwei geographisch unterschiedlich geprägte Gebiete im kommunistischen Gulag, verschieden und doch ähnlich durch die Solidarität der Menschen im Leid, jenseits von Volkszugehörigkeit und Sprache. Das fünfte Jahrzehnt und der Beginn des sechsten Jahrzehnts sind von der Geschichte der Deportationen geprägt; einerseits waren es die tragischen Deportationen und Exterminierungen in den Nazilagern, andererseits die Deportationen und Exterminierungen im kommunistischen Gulag.

Diese Obsessionen habe ich mit der Tatsache verbunden, daß ich die schwäbische Welt aus dem Nordwesten unseres Landes, Rumäniens (das Sathmarland), entlang einer fünfzehnjährigen geschichtlichen und ethnographischen Feldforschung kennengelernt habe. Jahre, die ich in diesem Landesteil verbracht habe, wobei ich schwäbische Dörfer, *Häuser und Kirchen* durchforschte. Ich habe eine *sterbende Geschichte* kennengelernt, da sich diese deutsche Bevölkerung aus dem Nordwesten unseres Landes im Laufe der Jahre durch Auswanderung schwäbischer Familien insgesamt verringerte.

Ich habe mich mit den Überlebenden dieser Welt unterhalten. Überlebende im doppelten Sinn: Einerseits sind viele von ihnen aus den Donbaßlagern zurückgekehrt, andererseits haben sie dem Rausch, in die BR Deutschland auszuwandern, widerstanden. Es sind vor allem alte Menschen, mit von der Feldarbeit durchfurchten Gesichtern, gezeichnet von der durchlebten Zeit, mit einem sanften und zugleich metaphysischen Blick. Fast jeder von ihnen hat Kinder oder Verwandte in Deutschland, die sie manchmal besuchen oder die ihnen über ihre Arbeit und ihr Leben dort schreiben. Viele von ihnen lernte ich nach 1990 beim Sitz des Vereins ehemaliger politischer Häftlinge in der Filiale Sathmar kennen, wohin sie alleine oder in Begleitung ihrer Kinder oder jüngerer Freunde kamen, um ihre Dossiers mit den dazugehörigen Akten abzugeben, um ein minimales finanzielles Entgelt für die in Donbaß verbrachten Jahre zu erhalten. Sie saßen brav in ihren Sonntagskleidern, die sie angezogen hatten, um in die Stadt zu kommen, mit seelischer Reinheit warteten sie geduldig auf die Erledigung ihres Anliegens. Ihre Akten trugen sie in Taschen oder Handtaschen oder einfach in ihre Taschentücher gewickelt, wie Wertsachen, die paradoxerweise gerade die Tragödie ihrer Jugendjahre, die sie als Verschleppte in den Gruben des Donbaß verbracht haben, widerspiegelten.

Sie sprachen die Namen der Ortschaften und Lager, in denen sie gewesen sind, korrekt russisch aus: mit der Geduld und Ruhe, die einem nur das Leid verleihen kann. Eine Bedingung sine qua non für sie und uns letztendlich, weil Büßen und Erlösen in unserer Biographie als Christen unvermeidlich sind.

Ihnen allen vermittele ich meine Liebe und Wertschätzung mit den Zeilen meiner „deportierten Geschichte“.

I. Geschichtliches Umfeld

Das Phänomen der Deportation der deutschstämmigen Bevölkerung Rumäniens in die Arbeitslager der UdSSR geschah zeitlich gesehen in den Umständen des Endes des Zweiten Weltkrieges und in der Zeitspanne, als Rumänien einerseits in den antihitleristischen Krieg impliziert gewesen ist, andererseits der Ausführung des Waffenstillstandsvertrags unterworfen war.

Die schwäbische Bevölkerung des Sathmarlandes im Nordwesten Rumäniens war ein bedeutender Teil innerhalb der deportierten deutschstämmigen Bevölkerung. Die schwäbische Bevölkerung des Sathmarlandes wurde vom Grafen Alexander Karolyi und dem österreichisch-ungarischen Hof zu Beginn des 18. Jahrhunderts im Nordwesten Siebenbürgens angesiedelt. Sie kommt vor allem aus Süddeutschland, dem Bundesland Baden-Württemberg. Zwischen 1712 und 1838 wurden 2072 Familien angesiedelt.¹BCU Cluj / Central University Library Cluj

Im Laufe der Zeit ist diese Bevölkerung zu starken Gemeinschaften in den Dörfern dieses Teiles Rumäniens zusammengewachsen. Beginnend mit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde sie einem Madjarisierungsprozeß unterworfen, der es ihr unmöglich gemacht hat, ihre Volksidentität optimal zu behaupten. Nach 1918 begannen die Regierungen Rumäniens einen Renationalisierungsprozeß der Sathmarer Schwaben; zu diesem Zweck sollten Schulen mit deutscher Unterrichtssprache ins Leben gerufen werden. Nach wiederholten Gesprächen mit den kirchlichen römisch-katholischen Behörden aus diesem Gebiet, die sich der Einführung des deutschen Unterrichtes entgegenstellten – Gespräche, die zehn Jahre lang dauerten –, ist es gelungen, mit Ausnahme einiger Gemeinden, die deutsche Sprache in den Unterricht einzuführen.²

Die Vertragsklauseln des 1944 abgeschlossenen Waffenstillstandsvertrags verpflichteten Rumänien zu außergewöhnlichen materiellen Opfern für die Kriegsentschädigungen, die die UdSSR abverlangte. Im ersten Jahr nach dem Waffenstillstand gab Rumänien der sowjetischen Armee 450.000.000 Lei, also 45 Prozent des Nationalbudgets, ab, und der Wert der Sachen, die ohne jegliche Form von der sowjetischen Armee beschlagnahmt wurden, beträgt nur in der Zeitspanne vom Oktober 1944-45 fast 34,7 Milliarden Lei.³

Im Beschluß Nr. 031, der von der für Rumänien zuständigen Kontrollkommission der Alliierten am 6. Januar 1945 erlassen wurde, wird befohlen, die rumänischen Staatsbürger deutscher Abstammung zur Arbeit in die Sowjetunion zu deportieren. Es handelt sich dabei um Männer zwischen 17 und 45 sowie Frauen zwischen 18 und 30 Jahren.⁴

Im Namen der rumänischen Regierung protestiert der damalige Außenminister Constantin Vișoianu gegen diesen widerrechtlichen Beschluß, der die Klauseln des Waffenstillstandvertrages überschritt.

Während der Gespräche, die der rumänische Außenminister mit dem politischen, amerikanischen Vertreter der Kontrollkommission der Alliierten, Burton Berry, führte, anerkannte letzterer, daß die Maßnahme der Deportation nicht willkommen sei.⁵

Am 24. Januar 1945 protestiert gegen diese Maßnahme, die auf Initiative des „Sowjetischen Oberkommandos“ getroffen worden war, höchstpersönlich der König Rumäniens Mihai der I. in einem Memorium, das er einem an den amerikanischen Präsidenten Roosevelt gerichteten Brief beilegte. In seinem Pladoyer führt er umfangreiche und überzeugende Argumente zur Verteidigung der deportierten deutschen Bevölkerung an.

„Diese Staatsbürger, die heute ungefähr eine halbe Million Seelen zählen, haben sich vor langer Zeit in Rumänien niedergelassen (die Siebenbürger Sachsen vor etwa sieben Jahrhunderten, jene aus dem Banat vor 2 Jahrhunderten). Aus diesem Grund ist die deutsche Bevölkerung Rumäniens *ein Teil der realen Existenz der rumänischen Nation*, an die sie völlig gebunden ist und folglich deshalb, holt man sie, wenn auch für eine kurze Zeit, von ihren Höfen weg, so würde dieses ernsthaft alle Tätigkeitsbereiche unseres Landes beeinträchtigen (den staatlichen, den militärischen, den wirtschaftlichen, den Handel, die Tätigkeit der Banken, die Landwirtschaft, u.v.a.m.).“⁶ Cluj / Central University Library Cluj

Der Souverän des Rumänischen Königreichs wirft in demselben Protestschreiben den Alliierten vor, daß sie nicht „um die Interessen aller Bürger (Rumäniens, n.n.), unabhängig ihrer ethnischen Abstammung Sorge getragen haben“, obwohl dieser Aspekt aus den Verpflichtungen der Alliierten hervorgeht.

Die Schritte, die der junge aber weise Monarch Rumäniens unternommen hat, sind von einem ruhigen und ausdrucksvollen Humanismus durchdrungen, zugleich ist aber daraus eine Ohnmacht vor der teuflischen Konsequenz, mit der die sowjetischen Behörden trotz der ausgedrückten Proteste die Deportationen fortführten, ersichtlich: „Sie (die Alliierten, n.n.) haben nie den Schmerz der Deportation einer gesamten ethnischen Bevölkerung so weit weg von ihren Häusern mitten im Winter beachtet, nie den Schmerz der getrennten Familien. Trotzdem hat die Regierung gefordert, die Konsequenzen eines solchen Beschlusses des sowjetischen Oberkommandos in Acht zu nehmen und so weit als möglich zu ändern oder zu vermindern... Das Schreiben der rumänischen Regierung, durch das Obenanntes der Kontrollkommission der Alliierten mitgeteilt wurde, blieb ohne Antwort. Tatsächlich ist ihr Transport an unbekannte Ziele dabei, ausgeführt zu werden.“⁷

1945 wurden über 5000 Schwaben aus dem Sathmarer Gebiet deportiert, davon starben über 1000 in der Deportation. Ein phantomatisches „Antifaschistisches Deutsches Arbeiterkomitee“ kommunistischer Prägung hat gegen die Deportation der deutschen Bevölkerung nicht protestiert, obwohl letztere zu ihrem Großteil nicht in die Hitlerpolitik impliziert gewesen ist.⁸

Von der kommunistischen Ideologie als Faschisten abgestempelt, fand ihre Verschleppung zum gleichen Zeitpunkt statt, als im Kreis Sathmar die Faschisten verfolgt und verhaftet wurden. In einem Schreiben der Polizei an die Präfektur des Kreises Sathmar am 19. April 1945 steht „daß die Zahl der Faschisten 2500 beträgt, von denen 1500 verschwunden sind. 197 Faschisten sind verhaftet worden, von denen 57 wieder freigelassen wurden!“⁹

Die Folgen der Deportation wirkten sich auch auf die demographische Lage im Kreis Sathmar aus. Aus einem Dokument, daß die Präfektur des Kreises Sathmar in den Monaten Februar/März 1945 verfaßt hat, ist ersichtlich, daß die Anzahl der Schwaben im Sathmarer Land sehr gesunken ist: Kreis Ugotscha (ung.: UgoCSa) 71 Schwaben, Kreis Scheindorf 344 Schwaben, Kreis Sathmar 360 Schwaben, Kreis Erdeed 477 Schwaben.¹⁰

Die Folgen der Deportationsjahre sind auf dramatische Weise tief in der Erinnerung der Betroffenen verwurzelt geblieben. Auch heute verstehen sie ihr eigenes Schicksal nicht – ein Schicksal, das mit der Deportation und einer an dieses Phänomen gebundenen traurigen Erinnerung konfrontiert wurde: „Für mich hat der Zweite Weltkrieg im Dezember 1949 ein Ende genommen, im Jahr meiner Wiederkehr aus den Arbeitslagern, für andere später. Warum bin ich dort gewesen? Habe ich nicht vielleicht zur fünften Kolonne gehört? Habe ich vorher nicht eine faschistische Tätigkeit betrieben? Meines Wissens nicht! Wofür, warum hat man uns verschleppt? Wir wollten es nicht wahrhaben, daß der einzige Grund der war, daß wir Deutsche waren... Man soll erfahren, was wir erlitten haben, man soll vom Märtyrertum der deutschen Bevölkerung des Sathmarlandes in der UdSSR erfahren. Jetzt verlangen wir fast nichts mehr, nicht einmal die Bestrafung der Schuldigen; wahrscheinlich sind auch sie inzwischen gestorben! Wir wollen nur, daß unsere Schmerzen nicht vergessen werden, so wie auch jene der anderen rumänischen Bürger nicht vergessen werden sollen. Die ältere und neuere Geschichte Rumäniens wurde auch mit dem Blut der Deutschstämmigen geschrieben. Zuletzt ist es in Temeswar, in Hermannstadt und sogar in Bukarest geflossen.“¹¹

II. Die Aushebung und Abführung der Sathmarer Schwaben

Die Aushebung und Abführung der Sathmarer Schwaben, zwecks ihrer Deportation in die Sowjetunion, begann im Januar des Jahres 1945. Fast an jedem Tag dieses Monats sind solche Aktionen aufgrund von Archiveintragen nachweisbar.

Inmitten der christlichen Feiertage, also zum Jahresbeginn, legten die Deportierungskommissionen bei der Festnahme und Konzentrierung der Schwaben soviel Eifer an den Tag wie nie zuvor. Ein Eifer, der nur dadurch zu erklären ist, daß diesen Aktionen eine völlig atheistische, kommunistische Ideologie zugrunde lag, die den christlichen Feiertagen nicht nur gleichgültig, sondern sogar feindlich gegenüberstand.

Zwischen dem 1. und 31. Januar 1945 läßt sich der zeitliche Ablauf und Rhythmus der Deportationen nachvollziehen. Zu ihrem Großteil wurden die zu Deportierenden am 3. Januar in den folgenden Ortschaften festgenommen: Stanislau, Großkarol, Trestenburg, Erdeed, Nanten, Madratz, Sukunden, Schandern, Sagas, Kalmandi, Sathmar, Groß- und Kleinmaitingen, Kaplau, Terem, Schamagosch, Schinal, Santen, Fienen, Bildegg, Terebesch, Turterebesch, Bescheded, Darotz. Einige von ihnen wurden bereits am ersten Tag des neuen Jahres 1945 ausgehoben, so z.B. Ernst Morent aus Sagas, Stefan Andrek aus Großmaitingen, Iosef Glaser aus Erdeed, Mihael Winkler aus Kalmandi u.v.a.

Die zweite riesige Deportationswelle fand am 15. Januar statt. Damals wurden Bürger aus den folgenden Ortschaften festgenommen: Nanten, Stanislau, Kalmandi, Darotz, Großmaitingen, Fienen, Sathmar, Madratz, Erdeed, Trestenburg, Santen, Terem, Petrifeld, Kaplau. Die anderen Januartage, an denen Deportationen erfolgten, waren am 4. Januar in Kaplau, Großkarol, Kalmandi, Turterebesch; am 5. Januar in Schinal, Turterebesch, Großkarol, Großmaitingen, Sathmar, Madratz; am 6. Januar in Großmaitingen; am 8. Januar in Stanislau, Großmaitingen; am 9. Januar in Terem, Schinal, Kaplau, Stanislau; am 10. Januar in Stanislau, Terebesch; am 13. Januar in Stanislau; am 22. Januar in Erdeed, Sathmar; am 24. Januar in Darotz; am 25. Januar in Darotz, Santen; am 29. Januar in Madratz, Erdeed; am 30. Januar in Erdeed; am 31. Januar in Großkarol, Großmaitingen, Fienen. Demnach kann behauptet werden, daß von der Deportationskommission der ganze Monat Januar der Festnahme der Sathmarer Schwaben gewidmet worden war.

Abweichungen vom Datum des Beginns der Deportationskampagne im Januar 1945 sind nicht ausgeschlossen. Obwohl aufgrund des Befehls Nr. 031 vom 6. Januar der Kontrollkommission der Alliierten die Deportation im Monat Januar durchgeführt wurde, haben wir einige Deportationsfälle entdeckt, die schon im Dezember 1944 stattgefunden haben. Jakob Schiesz aus Sagas wurde am 2. Dezember 1944 deportiert und Stefan Hutzel aus Halmen am 31. Dezember 1944.* Zur selben Kategorie der Ausnahmen werden auch jene Deportationsfälle gezählt, die sich nach dem Januar 1945 ereignet haben. So z.B. wurde Janos Czumbel aus Stanislau am 3. Mai 1945 deportiert.

Die Deportationskampagne umfaßt sowohl Männer als auch Frauen, und aus den Dossiers ist ersichtlich, daß über 70 Prozent zwischen 1920 und 1927 geboren waren. Trotz aller Regelungen der Kontrollkommission der Alliierten kann man auch in diesem Fall den Überfehler der kommunistischen Behörden feststellen, da auch Kinder deportiert worden sind, die noch nicht das vorgesehene Alter erreicht hatten. So z.B. Veronika Tempfli aus Sagas, die 13 Jahre alt war, und Rosalie Trunk aus Terem, die 15 Jahre alt war. Es fehlten nicht die Deportationsfälle aus derselben Familie – Mann und Frau, Eltern und Kinder, Schwestern und Brüder. Wir führen einige dieser Fälle an: die Ehepaare Johann und Elisabeth Ritli aus Kalmandi, Maria und Ernestin Merk aus Großmaitingen, Mathilde Hermann und ihr Bruder Johann aus Terebesch, Gisela Jeromos aus Terebesch zusammen mit ihrem Vater, Josef Böhm aus Erdeed zusammen mit seinem Vater.**

Die Festnahme der schwäbischen Bevölkerung wurde in den jeweiligen Gemeinden vorgenommen. Die Schwaben wurden in der Schule oder beim Bürgermeisteramt

versammelt und dort festgehalten, um nachher in die Zentrumsortschaften gebracht zu werden: nach Großkarol, nach Erdeed, nach Sathmar. Den Weg bis hin gingen sie zu Fuß, begleitet von Pferdewagen, auf denen ihr Gepäck war: Kleidung und Essen. Diese Momente können wir anhand der Aussagen der Deportierten nachvollziehen, die im allgemeinen von denselben Methoden sprachen, die die Behörden bei der Festnahme aller Schwaben angewendet haben. So erzählt einer von ihnen: „Wir mußten in die Schule Großmaitingen gehen, wo wir am 5. Januar zusammenkamen. Aus der Schule gingen wir zu Fuß bis nach Großkarol. Es begleiteten uns Pferdewagen, auf die das Gepäck geladen war. In Großkarol wurden wir zum Bürgermeisteramt geschafft, in dessen Hof eine Menge Leute aus allen Ortschaften versammelt waren. Hier blieben wir zwei Tang lang.“⁴¹

In einigen Fällen war die Festnahmemethode etwas grober: „Man sagte uns, wir sollen zum Bürgermeisteramt gehen, der Bürgermeister wolle uns einen Vortrag, eine Sitzung halten. Als sich alle versammelt hatten, wurden die Türen geschlossen. Dann kamen die russischen Soldaten... Sie ließen uns nicht mehr nach Hause. So wie wir hinkamen, so haben sie uns festgenommen. Als unsere Eltern mit Kleidung und Essen kamen, wurden sie mit den Gewehren geschlagen. So sind wir ohne Kleidung, ohne Nahrung, ohne irgend etwas verschleppt worden.“⁴²

Im allgemeinen verlief die Festnahme der zu Deportierenden unter dem Zeichen der Verwirrung, der Unkenntnis der wahren Lage der Dinge, obwohl alle eine Gefahr witterten. Um sich zu retten, haben viele ihre deutsche Abstammung verleugnet: „Uns führten sie nach Großkarol, dort sagten sie uns, daß sie uns nach Konstantza führen werden. Wir dachten, sie würden uns zu unserem Konstantza in Rumänien fahren und nicht nach Konstantinowka im Donbaß. Im Dorf versammelte uns eine Kommission, die sich im Januar gebildet hatte. Sie fragten uns: ‚Was seid ihr?‘ Wir antworteten: ‚Ungarn‘, aber sie sagten uns, daß wir Deutsche seien.“⁴³

Die Versetzung und Deportation der Sathmarer Schwaben hat für sie eine Unterbrechung ihres gewohnten Dorflebens bedeutet, in dem alles einem vorbestimmten Kalender folgte, in einem seit Jahrhunderten festgelegten Rhythmus ohne Erschütterungen, ohne große Schwankungen, die das Leben der Gemeinde und die typische Dorfmentalität aufgerüttelt hatte.

Dieses ruhige, nach eigenen Regeln dahinfließende Dorfleben wurde zerrissen: „Wir waren gerade am Silvesterball, zu Neujahr, als wir erfuhren, daß sie uns weg-schleppen werden, und als wir die russischen Soldaten sahen, fürchteten wir uns sehr. Am nächsten Morgen haben sie uns in der Schule versammelt. Die Mutter brachte uns Kleidung und Essen. Von hier gingen wir zu Fuß oder mit dem Wagen nach Erdeed. Jeder wie er konnte. Ein, zwei Tage sind wir in Erdeed geblieben, nachher ging es weiter nach Sathmar.“⁴⁴

Der Kontakt mit einer unbekanntem Welt, in diesem Fall mit der Stadt Sathmar, hat Verwirrung in den Reihen der Jugendlichen ausgelöst, da sie noch nie aus ihren Dörfern herausgerissen worden sind und dadurch auf eine neue Situation nicht vorbereitet waren. „Dort, in Sathmar, führten sie uns in die ‚Unio‘-Schule. Ich wußte nicht, wo ich bin und ich kannte niemanden. Meine Mutter war draußen. Ich hatte nur einen Kattunrock, den ich schon seit 5 Jahren trug.“⁴⁵

Durch die Vorgänge während der Aushebung, verbunden mit der Konfrontation einer ihnen unbekanntem Welt, betrachtete die Dorfgemeinschaft die Deportation als Fatalität, die zu ihrem Schicksal gehörte, wie eine Erlösung in der Ordnung des christlichen Lebens. „In die ‚Unio‘-Schule kam der Bischof, der sagte, ihr werdet die Geopferten sein, und er gab uns Gottes Segen.“⁶

Obwohl die Deportation im allgemeinen sehr ungelegen kam und die Mehrheit unvorbereitet traf, hatte es für diese Vorgänge Vorzeichen gegeben. Vor allem in der rumänischen Gemeinschaft wandelten Informationen über die Festnahmen der Sathmarer Schwaben. Die Rumänen haben ihre deutschstämmigen Nachbarn vor der bevorstehenden Deportation gewarnt. „Der rumänische Nachbar kam zu uns und sagte meinen Eltern, daß sie auf uns aufpassen sollen, ‚denn morgen früh werden wir geholt‘“⁷, oder „Ich war Tischler und man hat mich aus der Werkstatt abgeholt, wo ich Lehrling war. Mein Vater kam um mich. Der Meister sagte ihm, er solle mich dort lassen, sonst würde ich nach Rußland verschleppt werden.“⁸

Aus den Aussagen der Beteiligten habe ich auch die Tatsache erfahren, daß aus einer bestimmten Solidarität heraus einige sich freiwillig den Gruppen der Deportierten angeschlossen haben: „Als ich aus dem Krieg heimkam, ich bin bei den Ungarn und bei den Deutschen Soldat gewesen, dachte ich, daß ich frei sei. Aber als ich hörte, daß sich die Deutschen versammeln, um fortgeführt zu werden, bin ich auch freiwillig mitgegangen.“⁹

Die Abfolge der politischen und militärischen Ereignisse zu Beginn des Jahres 1945, die vor allem mit den konsekutiven Niederlagen Deutschlands an der Front zusammenhingen, fanden ihr Echo in der Dorfgemeinschaft und ließen die ihren schwäbischen Mitbürgern bevorstehende drohende Gefahr bewußt werden.

III. Die „Ursachen“ der Deportationen

Der politisch-militärische Kontext, in dem die Deportationen stattfanden, ist, wie oben erwähnt, auf die Verluste, die die Armee Deutschlands erlitten hatte und auf die von der Sowjetunion geforderten Kriegsentschädigungen zurückzuführen. Diese waren in den Waffenstillstandsverträgen festgehalten worden, die die Regierungen der jeweiligen Staaten abgeschlossen hatten. Auf der Ebene der „kleinen Welt“, auf die sich diese politisch-militärischen Verträge unmittelbar ausgewirkt haben, wurden sie *euphemistisch wahrgenommen*, so daß die Ursache der Verschleppungen durch die Erklärungen, die die durchführenden Deportationsbehörden abgaben, entstellt erschienen.

Ständig wurde die wahre Ursache der Deportationen verheimlicht. Vor allem was die Ausmaße einer derartigen Aktion anbelangt, gab man zu verstehen, daß es sich bei diesen Deportationen um einfache Bevölkerungskonzentrierungen für eine relativ kurze Zeitspanne handele. Die kommunistische Ideologie, wie jedwelche totalitäre Ideologie, verheimlichte und entstellte die Wirklichkeit, im Sinne der Vorbeugung jedwelcher Widerstände, durch den Umständen entsprechende

Erklärungen; jenen bequem, die die Macht über die Schicksale der vielen in der Hand hielten.

Die Deportierten nennen in ihren Schilderungen eine Fülle von Gründen, die zu dieser Aktion führten, Gründe von großer Vielfalt. Jeder verstand seine Deportation aufgrund der Erklärungen und Gerüchte, die von den Behörden ausgingen. Auch die Kontaminationen auf der Ebene der kollektiven Mentalität, die Aussagen übernimmt, weiterleitet und manchmal zu Phantasiegebilden entformt, müssen diesbezüglich beachtet werden.

Eine erste Kategorie Deportations-„Ursachen“ ist jene, die die wahren Umfänge dieser Bevölkerungsverschleppung verheimlicht: „Sie sagten uns, daß sie uns für einige Wochen zur Arbeit führen, um Brücken, die im Krieg zerstört worden sind, wieder aufzubauen“¹⁰, oder „Sie kamen morgens um sechs und holten uns in die Schule, wo die Russen waren, die uns sagten, daß unsere Fortnahme nur sechs Wochen dauern wird.“¹¹

Eine zweite Kategorie von Aussagen bezieht sich auf die Verheimlichung des Verschleppungsziels: „Sie sagten uns, daß wir zum Bürgermeister gehen müssen, der uns zu einer Sitzung rufen ließ, uns einen Vortrag halten will“¹², oder „dann kamen russische Soldaten, die uns sagten, daß wir zur Arbeit nach Neustadt gehen werden“¹³, oder „sie sagten uns, sie führen uns bis nach Nyiregyháza (Ungarn).“¹⁴

Eine dritte Kategorie von Aussagen hat ihren Ausgangspunkt in den Phantasiegebilden der kollektiven Verwirrung. „Mein Vater kam mich holen. Er sagte, wir müssen wählen gehen.“¹⁵ Sehr selten konnte man aus den Informationen der Beteiligten die wahren Ursachen der Deportation herauslesen: „Wir wußten nicht, wohin sie uns führten, aber wir erfuhren von einem Rumänen, daß wir zu den Russen gingen, weil die Russen den Krieg gewonnen hatten.“¹⁶

Die Verheimlichung der wahren Ursachen der Deportationen sowie deren angenommenen Umfänge, als Ausdruck der totalitaristischen, in diesem Fall kommunistischen Ideologie, überlagerte sich einem Erklärungsniveau, umständlich und verworren, das aus einer traditionsgebundenen und geregelten Welt kam, die einer solchen sozialen Erschütterung nicht gewachsen war. Daher wurden die Gefahren eher instinktiv als bewußt wahrgenommen.

Jenseits der Kriegsdramen, die sowohl auf der Seite der Gewinner als auch auf jener der Verlierer gleichermaßen von der Welt der „Kleinen“ ausgetragen worden sind, sah sich die schwäbische Gemeinschaft über seine Vorstellung hinaus genötigt, das Schuldgefühl des gesamten deutschen Volkes, zu dem sie gehörte, eine *Synekdoche der Schuld* „totum pro parte“ auf sich zu nehmen und für seine Volkszugehörigkeit zu büßen.

Ihre Welt wurde aus den Angeln ihres jahrhundertealten Sinnes gehoben und sie mußte ein neues Drama „la guerre après la guerre“ nach dem Kriegsende erleben, das schließlich über vier Jahrzehnte dauern sollte, welches es mit der rumänischen und ungarischen Bevölkerung dieses Landes geteilt hat.

IV. Die Deportationskommissionen

Die Festnahme- und Abführungsoperationen wurden von Kommissionen durchgeführt, die zu diesem Zweck gegründet worden sind. Aus den Aussagen der Deportierten geht das Vorhandensein dieser Kommissionen hervor und in einigen werden auch Daten betreffs ihrer Zusammensetzung und der Haltung der Kommissionsmitglieder gegenüber den Deportierten angegeben. Die Zusammensetzung war von Gemeinde zu Gemeinde unterschiedlich. In einigen waren die Kommissionen nur aus Russen zusammengesetzt, in anderen waren auch Rumänen, Ungarn oder Schwaben dabei. Trotz der vielen Ungenauigkeiten der Informationen kann man einige Elemente herauslesen, die über die Funktion, die Zusammensetzung dieser Kommissionen Aufschluß geben. So z.B. war in Großmaitingen an der Spitze der Kommission „der Vorsitzende der Gemeinde, mit Namen Toma, und ein russischer Offizier.“¹⁷

In Schinal holten die „russischen Soldaten“ die Deportierten.¹⁸ In Terebesch bestand die Kommission nur „aus Rumänen aus dem Dorf“¹⁹, in Bildegg bestand sie aus den Rumänen: „Boldan Vasile, Taturas Iosif, russischen Soldaten und dem schwäbischen Bürgermeister Horber, der aus Sagas stammt.“²⁰

In Erdeed wurden die Deportationsoperationen von den Russen durchgeführt. „Nur Russen versammelten uns. Es waren keine Rumänen dabei“²¹, oder „Ich bin niemanden böse. Es war ein Bürgermeister, Razi, der russisch konnte. Er hat uns weggeführt. Er war mein Kollege in der Werkstatt.“²²

Jenseits der Aufzählung der Mitglieder der Kommission bezogen sich die Interviewten auch auf die Haltung der Menschen aus den Kommissionen, die von Fall zu Fall verschieden waren. So z.B. haben sich in Schinal die russischen Soldaten den Eltern der Verschleppten gegenüber, die Kleidung und Nahrung brachten, brutal benommen, „sie schlugen sie mit den Gewehren.“²³ In Terebesch gehörten zur Kommission „die dümmsten Rumänen aus dem Dorf, die meisten Rumänen waren aber tüchtig und uns freundlich gesinnt.“²⁴

Denken wir über diese Benennung „die Dümmsten“ nach, bemerken wir, daß sie sich auf die Charakterlosigkeit einiger Menschen aus dem Dorf bezog, die später die „Weggeführten“ der Kommunisten wurden, Menschen, die als die Faulen des Dorfes bekannt waren, aber nachträglich von den Kommunisten in Bürgermeisterämter eingesetzt wurden und zu den „Dorfnotabilitäten“ gehören sollten. Ebenfalls, was Terebesch betrifft, wird von der toleranten Haltung der russischen Soldaten gesprochen, die die Deportierten bis Großkarol begleitet haben, in dem Sinn, daß sie ihnen erlaubt haben, Kleider und Essen mitzunehmen, und manch einer konnte auch entfliehen, denn „der Russe war kein schlechter Mensch.“²⁵

Die Wahrnehmung, die Einschätzung der Kommissionen durch die Verschleppten steht im Zusammenhang mit der Art und Weise wie die Kommissionsmitglieder sich den von der Deportation betroffenen Menschen gegenüber benommen haben. Diese Wahrnehmung überschreitet die ethnischen Schranken, bis zum Schluß zählt nur das menschliche Benehmen, obwohl einige xenophoben Akzente auf beiden Seiten nicht auszuschließen sind. Deshalb ist die Haltung der Deportierten den

Mitgliedern der Kommissionen, den späteren Parteiaktivisten gegenüber, eine moralische und nicht eine von ethnischen Vorurteilen bestimmte. An dem einen Pol befindet sich die Welt der „dummen Menschen“ und am anderen Pol die der „tüchtigen Menschen“. In der Welt der Gemeinde werden die Dinge unkompliziert aufgefaßt. *Es ist eine kommunistische Welt, die sich nach ethischen und nicht nach ethnischen Prinzipien leitet.*

V. „Numerus compulsus“ oder aus den „Fehlern“ der Deportation

Da der Zweck der Deportationen die Wiederaufbauarbeit in der Sowjetunion war, haben die kommunistischen Behörden als Ausführende der Bevölkerungsverflechtungen vor allem verfolgt, die Anzahl zusammenzubekommen, die von den sowjetischen Behörden festgelegt worden war; dabei rückte die Auswahl der Schwaben von der Gesamtbevölkerung oft an die zweite Stelle. In der Auffassung totalitaristischer politischer Doktrinen ist der Mensch einer unverzeihlichen Arithmetik ausgesetzt, wo die Nuancierungen und Analysen nicht willkommen sind. Diesen Aspekt finden wir auch im Fall der Deportationen aus dem Januar 1945 im Kreis Sathmar wieder, als neben Schwaben auch Rumänen und Ungarn verschleppt wurden. Die Anzahl der Festgenommenen, der „Numerus compulsus“, mußte ohne jedwelche Abweichungen stimmen und oft wurde sie auch mit Mitgliedern anderer Ethnien vervollständigt. Das Umgehen der Gesetze sowie der offiziellen Beschlüsse ist Ausdruck einer totalitaristischen Ideologie, die von Anormalität und Antihumanismus geprägt ist.

Aus den Listen der Deportierten und aus den verschiedenen Berichten, die sich in den Archiven befinden, geht hervor, daß neben den Schwaben eine große Zahl von Rumänen deportiert worden ist: Silvăsan, Miculaş, Gherman, Dan, Doroş, Codrăa, Şimonca usw.

Kennzeichnend bleibt der Fall der Bürgerin Bulbuc Cornelia Maria (geborene Sălăgean), die Tochter des Bürgermeisters Sălăgean aus Stanislau, die vom 3. Januar 1945 bis zum Oktober 1949 in der Deportation war, neben ihren schwäbischen Dorfgenossen, ohne daß sie durch die Stelle, die ihr Vater im Dorf eingenommen hatte, privilegiert gewesen wäre. Aus den gesammelten Informationen der Überlebenden der Deportationen geht hervor, daß sie ihre Deportation dem Notar der Gemeinde Stanislau, Pál János, verdankt, der das eigentliche Sagen im Dorf hatte.

In einem Schreiben der Polizeidirektion, Nr. 01145 vom 5. März 1945, das an das Innenministerium Rumäniens und an die rumänische Kommission zur Durchführung des Waffenstillstandvertrages geschickt worden ist, wird festgehalten, daß „zur gleichen Zeit mit der Festnahme der Bürger deutscher Abstammung aus Nord-siebenbürgen von den sowjetischen Organen auch eine bedeutende Anzahl von Rumänen ausgehoben und deportiert worden ist, Männer zwischen 16 und 46 Jahren und Frauen zwischen 18 und 35 Jahren.“

So wurden am 8. Januar allein in der Gemeinde Stanislau 418 Personen festgenommen, zum Großteil Rumänen – Männer und Frauen –, die dann zusammen mit den Schwaben einwaggoniert wurden und zu einem unbekanntem Ziel transportiert worden sind. Solche Fälle kamen auch in den Ortschaften Großkarol, Trestenburg, Schamagosch usw. vor.²⁶

Eine kritische Analyse dieses Dokumentes ist erforderlich, da von den 418 Bürgern der Großteil nicht Rumänen sondern Schwaben waren. Trotzdem darf man die Tatsache nicht außer acht lassen, daß neben den Schwaben auch Rumänen deportiert wurden. In einem Dokument vom 18. Mai 1945 wird angegeben, daß aus der Gemeinde Stanislau 94 Rumänen deportiert worden sind. Im selben Dokument bezieht man sich auch auf 76 Ungarn reformierten Glaubens, die aus Stanislau deportiert wurden.²⁷ Aus denselben dokumentarischen Quellen geht hervor, daß Proteste gegen die Deportation von „Ungarn römisch-katholischen Glaubens mit deutschen Namen, aber ungarischer Nationalität“ eingegeben worden sind.²⁸ Unterzieht man diese Dokumente einer genauen Analyse, bemerkt man, daß die Madjarisierung zu einem Protestargument gegen die Deportation wurde. Von den 418 Deportierten aus Stanislau haben 287 Personen anhand dieses Arguments protestiert, gemäß einer Liste, die von den Ortsbehörden zusammengestellt worden ist. In den Protestlisten erscheinen „Bürger mit deutschen Namen, die aber Ungarisch als Muttersprache haben, die an keinen deutschen kulturellen Tätigkeiten teilgenommen haben, nicht im Volksbund gewesen sind und keine deutsche oder ungarische faschistische Politik gemacht haben.“

Es sind Namen wie: Alt, Baumgartner, Czumbil, Gndant, Hauler, Heinrich, Kaizer, Kuncz, Merk, Poszet, Preg, Pfeifer, Tempfli, Winkler, Wizer usw.²⁹ Zweifellos kann man diesen Zeitdokumenten auch den Beweis einer fortschreitenden Entnationalisierung der Schwaben entnehmen.

Am 25. Mai 1945 sendet der Präfekt des Kreises Sathmar, Dr. Stefan Anderco, ein Protestschreiben an das Innenministerium mit dem Hinweis, daß fälschlicherweise 94 Rumänen aus Stanislau und 35 Rumänen aus Schamagosch deportiert worden sind.³⁰ Auch aus anderen Ortschaften wurden Rumänen deportiert: Sipos Mihai aus Nanten, Şinca Iuliu aus Pişcolt, Suciu Maria und Ceteras Maria aus Glashütte (Poiana Codrului), Pinteia Ludovica, Pinteia Iuliana und Andreica Ileana aus Solduba usw.³¹

Die „Fehler“ der Deportation bestätigen die Tatsache, daß tragische Ereignisse jedwelche ethnischen Unterschiede überschreiten und beweisen zugleich, daß Gemeinschaften im Kontakt mit einer feindlichen Geschichtsentwicklung solidarisch werden.

VI. „Aus Sao Paolo via Erdeed“ nach Donbaß

Der Weg zu den Lagern

Der etwas kuriose und exotische Aspekt dieses Titels wurzelt in der Tatsache, daß die Deportation, so wie wir gezeigt haben, Folge einer absurden Arithmetik war, die nicht nur Menschen aus ihrem Lebensort herausgerissen, sondern auch *Biographien* verändert hat.

In der Tat ist es nicht unmöglich in Brasilien auf die Welt zu kommen und durch ein Zusammenspiel von Zufällen in einem gewissen Alter nach Donbaß zu gelangen. Geographische Distanzen können durch den Willen der Menschen überschritten werden, auch wenn sich dies nicht unbedingt positiv auf die Betroffenen auswirkt.

Rosalie Dudler, verheiratete Pleth aus Erdeed, ist 1926 in Sao Paolo, Brasilien, geboren. Im Alter von 19 Jahren, im Januar 1945, wurde sie nach Donbaß deportiert. Dort arbeitete sie in der Grube bis Oktober 1949.³² Ihre Eltern waren nach Brasilien ausgewandert. Bis 1900 emigrierten ungefähr 400 Menschen aus Erdeed nach Amerika.³³ Aus der Analyse der Unterlagen der Deportierten gehen auch noch andere ähnliche Fälle hervor, so zum Beispiel Elena Vitez, verheiratete Lovog, aus Fienen, ist 1924 in Little Falls, NY (USA), geboren, Maria Mancz, verheiratete Lazár, aus Trestenburg, ist 1927 in Clifton (USA) geboren, Margareta Antaloczi, verheiratete Lörincz, geboren in den USA, usw. Alle diese Biographien treffen sich 1945 im Donbaß in einer „misera coincidentia“.

Wenn die Aushebung der Schwaben in ihren Dörfern eine erste Etappe in der Wiederherstellung dieser „deportierten Geschichte“ ausmacht, so ist der Weg in die Lager eine zweite. Dieser Weg hat sich tief in die Erinnerung der Beteiligten eingepreßt; als erster Kontakt mit einer fremden unbekanntem Welt. Wie eben angeführt, wurden die Schwaben in ihren Dörfern festgenommen, dann in Sammellager gebracht und von da in Vieh- oder Frachtwagen einwaggoniert. Einige dieser Wagen wurden sogar von den Beteiligten für die Reise vorbereitet: „Beim Bürgermeisteramt in Großkarol blieben wir zwei Tage. Dann kam ein Zug, zu dem auch ich geführt wurde, um Pritschen zum Schlafen in ihm einzubauen.“³⁴

Die Erzählungen der Deportierten weisen Unterschiede auf, was die Dauer des Weges sowie den Kontakt mit einer neuen unbekanntem Welt betrifft. Bezüglich der Dauer begegneten wir folgenden Aussagen: „Nach einer Fahrt von 28 Tagen sind wir in Donbaß in Tschistekowa angekommen“,³⁵ „wir reisten zwei Wochen“,³⁶ „der Weg dauerte 16 Tage“,³⁷ „wir reisten 18 Tage bis Belaia Kalitwa“.³⁸

Einige erwähnen in ihren Berichten auch Zwischenstationen in Jassy oder Focşani: „Sie beherbergten uns in Jassy in einer großen Schule mit kleinen Fenstern. Hierher brachten sie uns gedörrtes Fleisch. Wir fuhren nur bei Nacht, tagsüber stand der Zug auf Bahnhöfen“,³⁹ oder „Wir sind in Focsani angekommen, wo die Russen bereits ihr Gleis hatten. (Eine breitere als das der Rumänen, n.n.) Hier haben die Russen einen vierzehnjährigen jungen Juden eingefangen, weil ein Mann fortgelaufen war und die Anzahl der Verschleppten stimmen mußte. Hier haben sie uns Fleisch und Brot gegeben, jeder erhielt soviel er wollte. Ich hatte einen Ranzen und einen Sack, die ich damit gefüllt habe.“⁴⁰

Das Bild der unbekanntem, feindlichen Welt ist unterschiedlich wahrgenommen worden, je nachdem, welcher Aspekt den oder jenen der Beteiligten am meisten beeindruckt hatte. Nach vielen Reisetagen einem unbekanntem Ziel entgegen, wobei die Neugier von einem Gefühl der Verzweiflung, der Angst begleitet wurde, wird die Wahrnehmung ganz besonders scharf. „In Donbaß waren -40 Grad bei unserer Ankunft. Wir sind nach Artutik gebracht worden, in ein Haus ohne Fenster und Türen“,⁴¹ oder „Als wir ankamen, haben sie uns in Baracken untergebracht, wo es sehr kalt war, zum Glück hatten wir eine Federdecke von zu Hause mit“,⁴² oder „Sie

haben uns nach Konstantinowka gebracht, in eine Merkurfabrik, Lager Nr. 1048. Zuerst brachten sie uns in ein Haus ohne Fenster und Türen. Sie haben uns in Duschräume geführt, wo wir uns gewaschen haben, dann haben wir uns auf den kahlen Boden gelegt.“⁴³

In einigen Fällen sind die Erzählungen gehaltreicher als Folge derselben Überempfindlichkeit, die von Angst, Verzweiflung, dem Winter und der großen Kälte in dieser Gegend der Ukraine hervorgerufen worden ist. „Als wir ankamen, lag sehr hoher Schnee. Am Morgen, als wir essen gingen, und den ganzen Tag über schneite es...ein Waisenmädchen hatte zwei Mäntel, den einen hatte es auf den Kopf gelegt. Wegen des Schnees und des Regens ist ihr der Mantel am Kopf gefroren, sie schrie und weinte; Vater, lieber Vater, was soll ich machen, ich bin ganz gefroren... Das Haus, in dem wir schliefen, hatte weder Fenster noch Türen. Wir legten unsere Kleider unter uns auf die Pritschen, damit sie trocknen. Es waren 32 Grad Kälte.“⁴⁴

Je nachdem, was jeder der Gewährleute im Sinn behalten hat, sind ihre Aussagen verschieden. Es wurden vor allem die ersten Eindrücke beschrieben: „Als wir ankamen, sahen wir einen hohen Deich. Sie ließen uns weit weg vom Bahnhof absteigen. Der Schnee war sehr hoch, wir schleppten unser Gepäck, fielen des öfteren während des Gehens hin. Wir sind bei einer fensterlosen Schule angekommen. Hier fanden wir ein großes Faß mit Sauerem. Jeder nahm grüne Tomaten und aß davon. In der Schule waren Pritschen und Bretter, die aber voll Schnee waren, weil die Bretter kurz vorher aus dem Wald oder aus den Lagern gebracht worden sind.“⁴⁵ „Wir kamen in Donbaß an, in Budionowka. Es war der erste Februar. Am zweiten Februar bin ich sehr krank gewesen, ich hatte mich erkältet. Wir mußten am Vortag mit kaltem Wasser die Kaserne putzen, wo wir untergebracht waren, sie war voller Kohlestaub.“⁴⁶

Der Kontakt mit der Wirklichkeit des Lagers bedeutete zugleich den Verlust der eigenen Identität, das Individuum wurde zu einem anonymen Lebewesen reduziert, das untergeben, in eine Menge eingepfercht war und nach einem Lagersystem „zurechtgestutzt wurde“. „Als wir ankamen, stiegen wir am Bahnhof aus. Von da haben sie uns in Baracken geführt, wo Bretterbetten standen. Wir sahen Licht in einem Keller, wo es warm war und 3 bis 4 Menschen übereinander lagen. Die jüngeren von uns mußten Klos aushauen, mit Hacke und Eisenstangen. Es waren 40 Grad Kälte. Wir haben mehr als eine Woche gearbeitet ehe wir fertig waren.“⁴⁷ Es gibt eine Einheitlichkeit, was die Beschreibung der Reisebedingungen betrifft. Es war der allererste Kontakt mit einer feindlichen Welt, die so sehr verschieden war von jener Dorfwelt, aus der die meisten kamen. „Die Waggons wurden zugenagelt und wir durften nicht mehr aus dem Zug steigen. Im Waggon haben wir auch unsere Nöte erledigt, in ein Loch, das wir in den Boden des Waggons geschlagen hatten. Im Waggon waren sehr viele Läuse...“,⁴⁸ oder „Im Waggon waren 80 Menschen, wir haben nur Getrocknetes gegessen und waren zusammen – Mädchen, Frauen und Männer. Es war sehr schwer, unsere Nöte zu verrichten. Wir machten ein Loch in den Bretterboden, spannten um es herum eine Decke. Das war unser Klo.“⁴⁹

Da der Grund der Verschleppung von den Behörden verheimlicht worden war sowie auch die Tatsache, daß niemand das Reiseziel genau gekannt hatte, war der Weg

für die meisten eine einzige Verwirrung, verdoppelt durch eine gewisse Dosis von Ungläubigkeit, ständig vorhanden im Denken dieser einfachen Menschen, die sich die wahren Ausmaße ihrer Verschleppung und ihres Weges nicht vorstellen konnten: „Zu einem gewissen Zeitpunkt dachte ich, daß uns der Zug wieder nach Hause fährt, aber auf einmal waren wir in Rußland.“⁵⁰

Die Schlußfolgerungen, die sich aus diesen Berichten betreff Fahrt nach Donbaß ergeben, ist die, daß die Wegbeschreibungen bereits die Zeichen der darauffolgenden Zeitspanne in sich tragen.

VII. Das Lager

Die Geographie der Konzentrationszone

Geographisch betrachtet hieß das Gebiet der Deportationen Donbaß. Mit der Zeit wurde dieses Gebiet Sinnbild für einen Konzentrationsraum, einen Raum des Leids und der Erniedrigungen, eine Geographie des Bösen, eine Untergrundgeographie nicht nur wegen der Arbeit, die dort unter der Erde verrichtet wurde, sondern auch wegen der Erniedrigungen und Beleidigungen, denen der Mensch dort unterworfen war.

Die Arbeit unter der Erde entsprach der dunklen Lage des menschlichen Schicksals durch ein unglückliches Zusammentreffen von Zufällen.

Das Gebiet Donbaß befindet sich im südlichen Teil der Ukraine, im Osten und Südosten ist es vom Donfluß und vom Tímleansksee umgrenzt, im Süden grenzt es an das Asowmeer und im Westen an den Unterlauf des Dnjeprs. Im Zentrum wird das Gebiet vom Donezfluß und dem Donezer Hochland durchquert. Das Donbaßgebiet ist ein industrielles Kohlegebiet, wo Eisen, Mangan, Merkur und Steinkohlevorkommen sind.

Die Deportationen konzentrierten sich um zwei große Städte aus dem Donbaß: Gorlowka und Nikitowka, die im Westen des Donbaßhochlandes liegen. Die Richtpunkte der Konzentrationsachse können vom Norden bis in den Süden verfolgt werden, entlang der Ortschaften Konstantinowka, Gorlowka, Belaia Kalitwa, Shakty, Rostow.

Die Rekonstruktion der geographischen Gebiete kann weniger anhand des Archivs vollzogen werden, als vor allem anhand der Aussagen der Deportierten. Die meisten Deportierten waren in Tschistekowa (im Lager Nr. 1037), in Junkow (Lager Nr. 1040), in Nikitowka (Lager Nr. 1049), in Konstantinowka (Lager Nr. 1048), in Gorlowka (Lager Nr. 1030). In manchen Fällen lokalisieren die Beteiligten die Lager und Gruben, in denen sie gearbeitet haben, genauer: „Tschistekowa im Dorf Olwustschik“, „Tschistekowa Krasnodar, in der Grube Nr. 43“, „Tschistekowa, Grube Nr. 21“, „Krasnaia Swesda und Kapitalna“, „Alhotschik Tschistekowa, Lager Nr. 1037, Grube Nr. 43“. Einige der ehemaligen Rußlanddeportierten haben nur die Nummer des Lagers und den Arbeitsplatz angegeben: „Lager Nr. 1902, in der Nickelfabrik.“ In anderen Aussagen wird dieselbe Lagernummer für verschiedene

Ortschaften angegeben: „Lager Nr. 1040 (sowie die Nummer des Lagers in Junkow für Enakiewo Staline“, das Lager Nr. 1602 erscheint in Verbindung mit den Ortschaften Rostow, Neschdania und Oblesk. In anderen Fällen begegnen wir auch den Registrierungsnamen der Lager „Peleitawia“, „Dnepropetrowsk-Starogradena“, „Budionowka“, „Beresowska-kirov“ usw.

Andere Lager im Donbaßgebiet sind „Krivoirog Smiski, Lager Nr. 1407“, „Plast, Lager Nr. 1652“, „Tretschereznaia, Grube Nr. 3 im Gebiet Makiewka“, „Zaporoschni, Lager Nr. 1087“, „Krasnaia Armenski, Lager Nr. 1028“, „Enakiew, Lager Nr. 1 und 2“, „die Grube Artioma Krivoirog Nr. 1047“, „Martinowka, Lager Nr. 1049“, „Dnepropetrowsk, Lager Nr. 1 und 2“, „Moskinowa Njischnjekrimka, Lager Nr. 1038“. Wir begegneten auch Deportierten, die nicht ins Donbaßgebiet kamen: „Plath-Kaukas, Lager Nr. 1652“ und „Sverdlovsk“. So z.B. gehörte Wilhelm Renner aus Sathmar zum Bataillon Nr. 1801 aus der Stadt Beliosowsk, im Gebiet Sverdlovsk. Hier blieb er von 1945 bis 1947, als er ins Gebiet „Zakarpatia, in die Stadt Scole, zu den Fabriken Zdrobila“ gebracht wurde.**

Im Großteil der Fälle kann man bemerken, daß die Deportierten nicht aus einem Lager oder aus einem Gebiet ins andere geschafft wurden. Wir begegneten einem einzigen Fall, und zwar dem des Paul Mellaus aus Schinal, der während 1945 bis 1946 für einhalb Jahre im Lager Nr. 1049 von Nikitowka war und nachher bis in den Juni 1947 im Lager Nr. 1030 Gorlowka gearbeitet hat. Wir begegnen jedoch dem Wechsel von Arbeitsplätzen innerhalb desselben Lagers und Gebietes. Wahrscheinlich hätte der ständige Wechsel des Lagers eine Verminderung der Arbeitsleistungen mit sich gebracht. Fast alle Deportierten wurden in verschiedenen Handwerken ausgebildet, mit Ausnahme einiger Arbeiten.

Arbeit und „Wiedergutmachung“

Die Verschleppung der Sathmarer Schwaben im Januar 1945 stand unter dem Zeichen eines Kriegsbeschlusses, den die sowjetischen Behörden den Verlierern auferlegten. Als erstes wurden die Bestraften deportiert, dem gesellte sich eine zweite Stufe des Beschlusses hinzu, und zwar die Pflichtarbeit.

Die Verurteilung der Verlierer ist in erster Reihe politisch bedingt, durch das einzige Argument: der fatalen deutschen Abstammung. Im Umfeld der semantischen Analyse begegnen wir einer Differenzierung und Graduierung der Benennung der Verschleppten: So z.B. wird Stefan Bokor aus Stanislaw im Karteiblatt Nr. 1165, das 1946, zum Zeitpunkt seiner Rückkehr nach Rumänien, zusammengestellt worden ist, ganz einfach als „*Deportierter*“ eingetragen, der einen Teil seiner Strafe in den Kohlegruben abgeübt hat. Diese Benennung läßt auf Strafe schließen. In der Bescheinigung, die dem Bürger Alexandru Silaghi aus Stanislaw vom Bürgermeisteramt der Stadt Focsani, der Ortschaft, in der seine Repatriierung am 5. April 1947 stattfand, erstellt worden ist, wird angegeben, daß der Obengenannte „*von der Pflichtarbeit in der Sowjetunion*“ zurückgekehrt ist. Wir nehmen an, daß diese Formulierung den Strafgrad der Verschleppung vermindert und den politischen Charakter des Begriffs „*Deportierter*“ abschwächt.¹

Eine dritte Stufe in der Benennung der Bestraften ist eine neutrale Formulierung, die die Strafe zu verheimlichen sucht. So z.B. erscheinen in der Erklärung Nr. 4181 des

Bürgers Johann Hartmann aus Schinal, die am 18. September 1947, anlässlich seiner Heimkehr erstellt worden ist, die Begriffe „Deportierter“ oder „Pflichtarbeit“ nicht mehr. Es wird angegeben, daß der Betreffende für eine Zeit sein Land verlassen hat, um für „das öffentliche Wohl zu arbeiten“.²

Es gibt somit im Laufe der Zeit eine unterschiedliche Einstufung, eine Abschwächung der Formulierungen, aus denen die Schuld und Strafe der Verschleppten hervorgeht. Wir können in das Umfeld derselben Argumentation auch die Bescheinigungen der Jahre 1960 und 1970 plazieren, die vom Arbeitsministerium ausgestellt worden sind und die den Deportierten zur Bestätigung der Anzahl der Arbeitsjahre dienen. Zum Beispiel begegnen wir in der Bescheinigung des Bürgers Karl Czinczel (Nr. 3446/1970) folgender Formulierung: „Er nahm an den Wiederaufbauarbeiten in der UdSSR teil“, ein Wortlaut, der darauf schließen lassen kann, daß die Beteiligung an Wiederaufbauarbeiten freiwillig geschehen ist. Diese Bescheinigungen wurden anhand der Daten, die vom Ministerium für soziale Versicherungen der SSR Ukraine zur Verfügung gestellt worden sind, ausgestellt. Alle enthalten auch folgende Angabe: „Es wurde über ihn kein Urteil gefällt, und er hat keinen Unfall erlitten“. Die Tatsache, daß diese Bescheinigung als Unterlage im Pensionierungsdossier dienen sollte, läßt obengenannte Formulierung auf den ersten Blick als nicht zutreffend erscheinen. Doch diese Angaben decken die Wahrheit betreffs der „zivilisierten“ Formulierung für die „Beteiligter an Wiederaufbauarbeiten“ auf. Es stellt sich dabei ohne Zweifel heraus, daß die Beteiligten an Wiederaufbauarbeiten „einem strikten Überwachungs- und Verfolgungsregime unterworfen waren.“

In der Begriffwahl, die ein sozio-politisches Phänomen umschreiben sollte, und zwar jenes der Verschleppung der Sathmarer Schwaben, war der Weg vom „Deportierten“ bis hin zum „Beteiligten“ von einer Reihe von Zwischenbegriffen bevölkert, die beachtet werden müssen, um diesen Augenblick wahrer Zeitgeschichte der kommunistischen Epoche richtig zu interpretieren.

Von nicht geringerer Bedeutung sind auch die Unterlagen, die von einer Reihe von Staatsinstitutionen nach 1989 ausgestellt wurden, um einigen Bürgern den Deportiertenstatus zu bestätigen. Wenn in den Bescheinigungen des Arbeitsministeriums, im Büro für die Evidenz der Versicherungsunterlagen, der Begriff „Beteiligter an Wiederaufbauarbeiten“ erscheint, so bestätigen jene, die vom Justizministerium erstellt wurden – Abteilung der Militärbehörden – so wie jene des Rumänischen Informationsdienstes (SRI) – Abteilung Öffentlichkeitsarbeit (Biroul Scrisori si Audiente) – den Status des „Deportierten“ bei Wiederaufbauarbeiten.³

Während das Arbeitsministerium die Unterlagen aufgrund der Daten, die ihm von den ukrainischen Behörden geliefert wurden, ausgestellt hat, so hatten das Justizministerium und der Rumänische Informationsdienst gewiß in ihrem Archiv die genaue Situation der Deportierten aufgezeichnet, weil beide Institutionen über einen „speziellen“ Charakter verfügten und eine vorrangige Stellung im kommunistischen Regime innehatten, und weil sie daher einerseits bestimmt am besten „informiert“ und andererseits sicher in das Phänomen der Deportationen impliziert waren. Gerade deshalb entsprechen die Formulierungen dieser beiden Institutionen mit Genauigkeit der traurigen Wahrheit der Begebenheiten.

Die Zwangsarbeit zum Wiederaufbau der UdSSR war das Hauptziel der Deportationen. Die Dimensionen dieser Arbeit, die Zustände, in der sie durchgeführt wurden, können nur verstanden werden, wenn auch die von den sowjetischen Behörden zur Ausbeutung der Deportierten erlassenen Organisationsformen beleuchtet werden.

Die Masse der Verschleppten waren auf *Lager* verteilt, diese wurden als die größten Organisationsformen betrachtet. Die Lager umfaßten mehrere *Kasernen* zur Unterbringung der Deportierten. In diesen Kasernen waren größere Zimmer, in denen Dutzende von Deportierten untergebracht waren, oder auch kleinere Zimmer: „In Tschistekowa wohnten wir in einer Kaserne aus Ziegeln. Im Zimmer waren 4 bis 6 Menschen. Anfangs schliefen wir in Stockbetten, dann erhielten wir Eisenbetten, die besser waren.“⁴ Die Gebäude, die als Schlafräume dienten, waren um ein Küchegebäude geordnet: „Ein Gebäude war eine Küche und vier Gebäude waren Schlafräume.“⁵ Die Arbeitseinheiten waren in Kompanien, Bataillons und Brigaden organisiert, mehrere für jedes Lager: „Wir waren in Kompanien organisiert, die zusammen ungefähr 2 Millionen Menschen ausmachten.“⁶

Es gab eine strenge Evidenz und Überwachung der Deportierten, die ein Minimum an Arbeitskleidung erhielten und eine armselige Ausstattung für die Arbeit: „Wir gingen ins Büro, wo jeder von uns Hosen bekam, die sehr eng waren, mit diesen mußten wir in die Grube steigen.“ Jeder erhielt eine Nummer und eine Funzel, und die ebenfalls deportierten Bessarabierrumänen erklärten uns, wie wir mit der Funzel umzugehen hatten“,⁷ oder „Die Kleidung erhielten wir vom Lager. Jeder erhielt eine Steppjacke und einen Rock aus Dock, ein Hemd und ein Unterbeinkleid.“⁸

Was die Unterordnungsverhältnisse betraf, befand sich an der Spitze der Arbeitseinheiten der „*Leutnant*“, der der militärische Kommandant der Lagers oder der Kaserne war, der sich aber nicht direkt um die Überwachung der Deportierten kümmerte: „Im Büro befanden sich Offiziere. Hier waren Offiziere für Männer und Offiziere für Frauen.“⁹ Für die direkte Überwachung waren der „*Natschalnik*“ oder die „*Natschalnika*“ zuständig, die ein *zweites Niveau* in der Unterordnung der Deportierten waren. Der „*Natschalnik*“, der für Ordnung sorgte und der seine Pflichten in disziplinärem Sinn ausübte, war in der Leitung von einem Spezialisten, einem Meister, begleitet, der die eigentliche Arbeit der Deportierten koordinierte: „Die uns anleiteten, waren Russen, der *Natschalnik* und der Meister.“¹⁰

Ein drittes Niveau der Unterordnung wurde aus den Reihen der Deportierten gebildet, Schwaben oder auch andere Völker, die russisch konnten. „Dort war einer von uns Chef. Er stammte aus Petrifeld, hatte einen ungarischen Namen, aber Russe war. Er sagte mir einmal: Na, Lucz, jetzt gehst du aber in die Grube, du hast genug geschwänzt“,¹¹ oder „Im Lager hatten wir Chefs, die deutscher Abstammung waren, es waren Schwaben aus Arad, die russisch konnten.“¹²

Diese Vorgesetzten wurden von den Deportierten „*Tolmatsch*“ (Dolmetscher) genannt und sie wurden von russischen Soldaten begleitet: „Wir wurden im Lager von ‚Tolmatsch‘ aus unseren Reihen und russischen Soldaten überwacht. Es waren die Wächter, die am Anfang besonders streng waren, nachher kamen sie zu uns ohne Waffen.“¹³

Die Arbeiten waren unterschiedlich. Die meisten arbeiteten in der Grube. Einige haben nur unter der Erde gearbeitet, andere an der Oberfläche, manche haben jedoch sowohl unter der Erde als auch an der Oberfläche gearbeitet, so z.B. Johann Kinczel aus Kalmandi. Ein weiterer Teil der Deportierten hat auf Baustellen gearbeitet. „Nachher führten sie uns in die Zinkfabrik, wo wir beim Wiederaufbau der Fabrik arbeiten mußten. Unsere Leute, darunter auch die Sachsen aus Mediasch, die Baumeister waren, lehrten uns mit den Ziegeln arbeiten. Damals dachten wir, daß sie uns nach Hause schicken, wenn wir die Hämmer brechen würden.“¹⁴

Einige haben in der Hüttenindustrie gearbeitet, andere wiederum, vor allem die Frauen, in der Landwirtschaft, in Kolchosen. In den meisten Fällen wird in den Dossiers der Deportierten bei der Rubrik Arbeitsplatz „verschiedene Arbeiten“ angeführt. So z.B. hat Pal Mellau aus Schinal der Reihe nach im Sägewerk, in der Kohlegrube und in der Landwirtschaft gearbeitet.¹⁵

Einige der Deportierten haben „häuslichere“ Arbeiten erledigt. Johann Palfalvi aus Schinal war Schuster, Anton Kuhn aus Petrifeld und Adalbert Resz aus Großkarol haben in der Küche gearbeitet.

Neben dem Übergang von der einen zur anderen Arbeit gab es auch Arbeitswechsel innerhalb derselben Arbeit. So z.B. erhielten viele unausgebildete Arbeiter nach einer Zeit eine Ausbildungsbescheinigung. Stefan Henninger aus Neudeutschendorf, der bis zum März 1948 zum Verrichten verschiedener Arbeiten eingesetzt wurde, erhielt die Ausbildung „Grubenarbeiter beim Eingang in die Kohlegrube“. Maria Hermann aus Stanislaw erhielt am 7. April 1948 die Ausbildung „Grubenarbeiterin beim Aufladen der Loren in der Grube“, Katalin Loser aus Santen erhielt am selben Tag die Bescheinigung „Grubenarbeiter in der Kohlegrube.“¹⁶ Das Überreichen der Ausbildungsbescheinigungen für die eine oder andere Arbeit erfolgte nach der ersten Lohnfortzahlung. Aus den gesammelten Aussagen geht hervor, daß einige vom Anfang ihrer Deportation an ein Gehalt bekommen haben: „Wir haben immer Geld bekommen, von Anfang an. Wir bekamen 1200 Gramm Brot pro Tag, während die Deutschen aus Deutschland nur 800 Gramm Brot pro Tag.“¹⁷ Andere wiederum erhielten das erste Gehalt einen Monat nachdem sie deportiert wurden: „Nach einem Monat erhielten wir Lohn nach Gehaltskategorien von der ersten bis zur dritten Kategorie. Die in der Grube arbeiteten, unter der Erde, erhielten ein Gehalt erster Kategorie und 1200 Gramm Brot, die bei den Loren erhielten 800 Gramm und schlechteres Essen, die an der Oberfläche arbeiteten, erhielten 500 Gramm Brot, andere nur 300 Gramm.“¹⁸ In den meisten Aussagen wird jedoch angeführt, daß die Deportierten erst nach zweieinhalb Jahren ihr erstes Gehalt bekamen: „Wir bekamen Rubel. Wir kauften dafür Essen vom Markt.“¹⁹

Die Zeitspanne, in der die ersten Gehälter vergeben wurden, stimmt mit jener der ersten Heimschickungen von Deportierten überein. Einige der Deportierten wurden 1947 nach Hause geschickt, da nicht mehr so viele Arbeitshände nötig waren. So mußten die russischen Behörden auch weniger Unterhaltskosten für die zurückgebliebenen Deportierten zahlen, da weniger geblieben waren, mußten kleinere Gehälter ausgezahlt werden. Weil die Arbeitseffizienz durch die verschiedenen Ausbildungen gestiegen war, konnten einige der Deportierten nach Hause geschickt werden. All diese Erklärungen und Verbindungen sind hypothetisch, weil die von uns

untersuchten Quellen in dieser Hinsicht nicht aufschlußreich sind. Tatsache ist jedoch, daß 1947 massig Deportierte nach Hause geschickt wurden, so z.B. kamen sehr viele zurück nach Fienen und Terem.²⁰

Das Ausschlaggebende für Lager bleibt die Arbeitsordnung, die Arbeitsbedingungen und die physischen Anstrengungen, denen die Deportierten ausgesetzt waren. Die russischen Behörden haben es verstanden, die billige Arbeitskraft, die in Arbeitslagern zusammengepfercht war, maximal auszubeuten. Diese Behörden haben „cum grano salis“ das System der Pflichtarbeit nachgeahmt, das die Nazis der jüdischen Bevölkerung während dem zweiten Weltkrieg aufgezwungen hatte.

Die Mehrheit der Deportierten waren Bauern, die an die Feldarbeit gewöhnt waren, desgleichen an physische Anstrengung, an eine rhythmische und rationale Anstrengung, die einem genauen Kalender folgte, der sich durch eine lange Tradition als richtig erwiesen hatte, wobei ihr Fleiß mit Ausdauer verbunden war. Hier im Lager wurden sie einer sinnlosen und übermenschlichen Anstrengung unterworfen, für die die Abwechslung von Arbeitszeit zur Pause, oder vom Arbeitstag zum Feiertag unbekannt war: „Wir hatten keinen Feiertag frei. Kein Sonntag war frei. Jeder von uns bekam an irgendeinem Tag der Woche frei. Wir arbeiteten 8 Stunden in 3 Schichten. Die erste Schicht war zwischen 6 und 14 Uhr, die zweite zwischen 14 und 22 Uhr und die dritte zwischen 22 und 6 Uhr.“²¹

Wie bereits gezeigt wurde, hat der Großteil der Deportierten in der Grube gearbeitet, unter der Erde oder an der Oberfläche. Die Arbeit war unterschiedlich, je nach ihrem technologischen Prozeß: Träger und Auflader, Lorenarbeiter, Kohleförderer, Transportarbeiter unter Tage usw. Die Deportierten waren für die Arbeit in der Grube nicht vorbereitet. Aus ihren Aussagen gehen einige gemeinsame Meinungen betreffs der Arbeit in den Kohlengruben hervor: der Kontakt mit der *unterirdischen Atmosphäre, die große Anstrengung, die Kälte und die Arbeitsunfälle.*

Eine Aussage betreffs der Arbeit unter Erde ist z.B. die von Johann Fetscher aus Schinal: „Ich habe in einer Kohlengrube unter der Erde gearbeitet, in einer Tiefe von 1000 Meter. Wir arbeiteten in Galerien, die nur 50 bis 60 cm hoch waren. Wir konnten nur liegend arbeiten. Die Kohle luden wir in Aufzüge, die auf jedem Galerieniveau waren, von diesen wurden sie zu den Loren gebracht.“

Ohne jedwelche Vorbereitung oder Einführung wurden die Deportierten direkt in die Gruben gebracht: „Jeder von uns erhielt eine Funzel, in der Grube tropfte es von oben, nach den ersten Schritten erlöschten unsere Funzeln. Wir (6 Mädchen) arbeiteten in einer Schicht, bis wir ankamen, waren alle Funzeln erlösch. Die russischen Grubenarbeiter hatten Akkus. Wir arbeiteten mit den Händen, wir luden die Kohle in Körbe, die an Ketten hingen und nach oben gezogen wurden. Wir haben die Kohle in Loren geladen. Ein einziges Mal sind wir bis ganz hinunter gefahren, als die Russen frei hatten und wir an ihrer Stelle arbeiten mußten. Wir sind mit der ‚Libiotka‘, einer Maschine, die die Lore zog, hinuntergefahren.“²²

Da sie keine richtigen Werkzeuge hatten und auch keine angemessene Schutzkleidung, verrichteten sie die rudimentärsten Arbeiten und waren den Erniedrigungen der Russen völlig ausgeliefert: „In der Grube haben wir die Kohle mit

einem Hammer und einem Nagel frei gelöst. Unsere Schicht dauerte normalerweise acht Stunden, doch manchmal mußten wir auch zwei Schichten unten bleiben. Die aus der dritten Schicht mußten die Galerien mit Holzpfählern abstützen. Ein jüdischer Major sagte uns, daß wir für fünf Jahre dort bleiben werden. Höhnisch hat uns derselbe Major versprochen, daß wir hier gut verdienen werden und uns für das Geld Pferde kaufen können. Sechs von uns arbeiteten zusammen. Sie nahmen uns unsere Schuhe und gaben uns Stoffschuhe mit Holzsohlen, und so bewegten wir uns fort wie Sklaven. In der Grube schnitten wir zuerst den Stein, um an die Kohle heranzukommen. Als er durchgeschnitten war, begann das Wasser zu fließen, und so arbeiteten wir weiter im Wasser. Auf den Knien wuchsen uns Fisteln²³ oder „Sie führten uns einen Berg hinunter in unseren Holzpantoffeln, Glasballons in eine Fabrik zu tragen. Es war rutschig, und wegen der Holzsohle fielen viele von uns hin. Es war sehr kalt.“²⁴

Neben den riesigen physischen Anstrengungen, denen sie ausgesetzt waren, mußten sie auch noch die typische russische Kälte ertragen: „Wir arbeiteten in der Grube unter der Erde. Nach einem Jahr arbeiteten wir an der Oberfläche, beim Aufladen der Waggons. Es war sehr kalt und hoher Schnee, wir mußten den Schnee aus dem Weg schaffen, um den Lastern Platz zu machen. Männer und Frauen hatten dieselbe Norm“²⁵ oder „Die schwersten Tage waren jene im Winter, als wir draußen in der Kälte arbeiteten und den Schnee wegräumen mußten.“²⁶

In den Berichten über die schweren Winter und die Kälte, in der sie arbeiten mußten, erscheinen auch dramatische Kapitel: „Wir machten Hochöfen für die Erze. Mit uns arbeitete auch ein alter Meister, der sehr müde und krank war, nach zwei Tagen ist er gestorben. Wir haben ein Grab gemacht, aber wir konnten es nicht sehr tief ausschaufeln, weil die Erde gefroren war. Der Leichnam des Alten ist fast einen Monat lang so gefroren unter der Schneedecke gelegen, nicht richtig begraben. Bis zum Schluß ist es uns gelungen, ein Loch von einigen Zentimetern zu graben, wir haben ihn mit Schnee bedeckt, so kalt ist es dort gewesen.“²⁷

Neben der Kälte begleiteten auch Arbeitsunfälle ständig die brutale Arbeit der Deportierten. Die Häufigkeit der Unfälle ist tief im Gedächtnis der Deportierten geblieben. Die deportierten Männer sprachen mit Distanz und spärlich über diese Unfälle: „Ich hatte einen Unfall in der Grube. Ein Stein ist mir auf den Fuß gefallen, weil die Holzpfähler wie Streichhölzer zerbrachen. Wir waren sechs Leute dort, ein Russe und ein Schwabe sind gestorben. Andere wurden an der Hand oder am Rücken verletzt. Ich hatte Glück, daß neben mir ein dickerer Holzpfähler war. Sie brachten mich ins Krankenhaus nach Donbaß, ein großes Krankenhaus für Bergarbeiter“²⁸ oder „Ich habe an den Loren gearbeitet. Am Anfang arbeitete ich zusammen mit den Russen. Es waren drei Menschen in einer Schicht. Ich wurde verletzt, weil mir Kohle auf den Fuß gefallen ist und mir meinen Fuß gebrochen hat.“²⁹

Die Erzählungen der Frauen sind detaillierter und deskriptiver, da sie die Angst und den Schrecken heftiger erlebt haben: „Wir arbeiteten unter sehr schweren Bedingungen, weil wir ständig vom Ineinanderfallen des Schachtes bedroht waren; es fielen Steine auf uns und wir haben den Natschalnik verständigt, daß die Grube

ineinanderfällt. Er antwortete uns, daß die Stützpfiler morgen früh repariert werden. Aber während der fünf Jahre wurden sie kein einziges Mal repariert. An einem Tag saßen wir zusammen mit meiner Schwester in der Grube, um uns auszuruhen. Meine Schwester ist in ein Loch mit Wasser gefallen. Einmal mußte ich eine Maschine überwachen, die die Kohle nach oben transportierte. Es war sehr kalt und ich ging in einen Stall, wo ein Pferd war, um mich zu wärmen. Gerade dann ist die Installation kaputt gegangen, und viele der Loren haben sich überdreht. Da habe ich mich sehr gefürchtet. Der Meister kam und sagte: „Reizer, Reizer, was hast du gemacht? Hast du geschlafen? Und ich habe angefangen zu weinen. Wegen diesem Unfall habe ich eine Zeitlang kein Gehalt mehr bekommen.“³⁰

Die Unfälle waren auch an anderen Arbeitsplätzen häufig, zum Beispiel beim Bau: „Meine Mutter ist vom Gerüst gefallen und drei Tage lang war sie völlig unbewußt, dann ist sie einen Monat lang im Krankenhaus gewesen.“³¹

Aus den Berichten der Deportierten ist nicht eindeutig zu erkennen, ob die Arbeitsarten unter Berücksichtigung des Alters verteilt wurden. In einem einzigen Bericht wird angegeben: „Die älteren haben sie in die Kohlengrube geführt“.³² Tatsache ist, daß sie je nach den Prioritäten der russischen Behörden zu der oder jener Arbeit eingesetzt wurden, vor allem an jenen Arbeitsplätzen, die keine besondere Vorbereitung und keine besonderen Ausgaben erforderten.

Die schweren Arbeitsbedingungen sowie die fast unentgeltliche Arbeit wurden von den russischen Behörden damit begründet, daß die Wiederaufbauarbeiten eine Folge der von der Hitlerarmee hinterlassenen Kriegszerstörungen waren: „Uns sagten sie, daß wir das wiederaufbauen müssen, was die Deutschen zerstört haben.“³³

Neben den Kriegsopfern auf dem Schlachtfeld hat der Krieg auch andere Folgen gehabt, vor allem Feindlichkeit und Ausbeutung einer unschuldigen Menschenmasse. Leider gehörten diese Folgen mit zu den Kriegs- wie auch Friedensregeln.

Der Hunger und die Verzweiflung

Neben all den anderen Beleidigungen und Schwierigkeiten gab es in der Welt der Lager auch eine andere Komponente – den Hunger. Der Hungerprozeß, der einem Lagersystem eigen ist, hat tiefe Spuren im Bewußtsein der Betroffenen hinterlassen, er brachte sie an den Rand der Verzweiflung. Der Hunger und die Verzweiflung gehörten zur täglichen Realität des Lagerlebens und sie widerspiegeln sich in den Erzählungen der Betroffenen.

Im weiteren Sinn bleibt die *Psychoanalyse des Hungers* eine der enthüllendsten Methoden zur Erforschung des kommunistischen Systems, der Art, in der der Hunger ein Instrument ersten Ranges im „Klassenkampf“ im Arsenal der Terrorisierung und Verfolgung der Gegner des Kommunismus wird. Das Lager, ob kommunistisch oder nazistisch, ist durch sein Wesen dann ein Ort des Hungers, wenn Aushungerung ein Mittel zur Anihillierung des Gegners einer Ideologie ist. Dieser Aushungerungsdoktrin im Donbaß gesellte sich eine Wirklichkeit des Hungers hinzu, dessen Ursprung in der Armut, dem großen Mangel an allem in der Sowjetunion der Nachkriegszeit zu finden ist, Phänomene, denen die gesamte Bevölkerung der UdSSR ausgesetzt war.

Die Verzweiflung, Ergebnis der schweren Arbeit und unmenschlicher Lebensbedingungen im Lager erhielt dramatische Züge, vor allem wegen dem Hunger, dem die Deportierten geradezu ausgesetzt waren. In den ersten Lagerjahren stand die *Aushungerung im Mittelpunkt des Leidens*, was auch aus den Berichten voller Einzelheiten der von uns interviewten Deportierten ersichtlich ist. Der Hunger wird somit zum dramatischen Leitmotiv des Lageralltags.

Die Analyse dieses Phänomens kann auf zwei Ebenen durchgeführt werden. Eine erste wäre jene der *obsessiven Aussagen vom Hungern* und eine zweite jene der *Suche und Anschaffung von Nahrung*, als Ausdruck einer allgemeinen Verzweiflung. Die erste Begegnung mit dem Hunger fand schon zur Zeit des Transports zu den Lagern statt, vor allem für jene, die kein Essen von zu Hause mitbringen konnten. Beim Einrichten in den Lagern stellten die Deportierten schon die ersten Anzeichen einer prekären Lebensmittelversorgung fest, die lediglich zum Überleben reichte: „Wir bekamen gerade soviel zu essen, daß wir nicht verhungerten. Sie gaben uns nur Kraut-, Brennessel- oder Zuckerrübenbrühe“,³⁴ oder „Wir aßen nur Kraut“,³⁵ „Am Morgen gaben sie uns Brot aus Gerstengraupe“,³⁶ „Wir standen in der Reihe um Brot, nachher gingen wir in die Küche, wo sie uns je eine Kanne Krautsuppe gaben, das mußte uns für einen Arbeitstag reichen“,³⁷ oder „Am Morgen gaben sie uns ungesüßten Tee, am Mittag „Kascha“ (Schleim, Brei). Am Mittag bekamen wir Kraut oder Gurkensuppe und einige, die auch eine Kartoffel bekamen, waren sehr glücklich darüber.“³⁸ Die Meinungen über die sehr schlechte Ernährung im Lager sind einstimmig. In einigen Aussagen wird die allgemeine Armut, die damals in Rußland herrschte, als mögliche Erklärung angeführt. Die Armut der sowjetischen Bevölkerung wurde mit Verständnis und Resignation wahrgenommen: „Am Morgen gaben sie uns Brot aus Gerstengrütze. Wir konnten uns aber nicht beklagen, denn auch sie hatten nicht mehr“,³⁹ oder „Ich besuchte eine russische Familie, die Familie einer Lehrerin, die nur für sich eine Brotkarte bekommen hatte. Sie hatte eine Mutter und einen Sohn, die keine Brotkarte bekommen hatten, so daß sie genötigt war, mit uns in der Grube zu arbeiten, um mehr Brot zu bekommen.“⁴⁰ Das Kartellensystem für Lebensmittel funktionierte in der UdSSR bis 1947, danach gab es die Lebensmittel frei zu kaufen.

Sehen wir uns nun auch die zweite Ebene an, jene der Suche und Anschaffung von Nahrung, so entdecken wir eine Vielfalt von Vorgehen, die die Deportierten angewandt haben, um sich die nötige Nahrung zu beschaffen.

Aus den Berichten der Deportierten gehen folgende Methoden hervor: Diebstahl oder Einsammeln der Übrigbleibsel von Gemüse oder Getreide von den Feldern, die Erledigung verschiedener Arbeiten bei russischen Familien, das Betteln als Erniedrigung, zu der sie der Hunger zwang. All diese gipfelten in der Mistdurchsuche nach Essenresten, dem Jagen und Essen von wilden Tieren, die unter gewöhnlichen Umständen nicht genießbar sind. Es wurde sehr häufig Essen gestohlen, vor allem, wenn die Deportierten unüberwacht auf den Gemüse- oder Getreidefeldern waren, während der täglichen Arbeitszeit oder nachher. „Wir versuchten Essen durch Stehlen zu verschaffen, während unserem Weg zum Arbeitsplatz. Wir stahlen Mais oder Feldkartoffeln.“⁴¹

Die Berichte von dieser Art von Nahrungsbeschaffung sind sehr ausführlich, einerseits weil sich die Erinnerung an das Risiko solcher Taten bei den Beteiligten tief eingewurzelt hat und andererseits wegen der Freude über das Gelingen solcherart Unterfangen.

„Wir wollten Bohnen stehlen. Es begann zu regnen und wir wollten uns in einem Heuhaufen verstecken. Plötzlich kam eine Herde Kühe mit zwei Hirten daher. Einer von ihnen, mit einem kleinen Wagen, hetzte hinter uns her, bis er uns erwischte. Mich hat er in den Wagen gesteckt. Dann kam ein Mensch, der uns rettete. Er fragte uns, woher wir seien, und als wir ihm sagten, daß wir aus dem Lager Nr. 43 kämen und von Hunger stehlen wollten, ließ er uns laufen. Wir waren so hungrig, daß wir auch Mais aßen. Als ich einmal mit einem Pferd arbeitete, stahl ich den Mais aus dem Futtertrog des Pferdes, um ihn zu essen. An der Öffnung des Backofens habe ich ihn gebraten. Da kamen mehrere Arbeitskollegen und baten nicht zweifelt, ihnen vom Mais zu geben. *Das war Hunger!*“⁴² Jedwelcher günstige Augenblick wurde zur Beschaffung von Essen verwendet: „Im Frühjahr haben sie uns aufs Feld geschafft, auf die Kolchose der Fabrik, in der wir arbeiteten. Dort, hinter dem Haus, waren eine Menge Maiskolben. Da dachten wir, hier ist zu essen! Der Haufen war bewacht, trotzdem gelang es uns, zu stehlen. Wir gruben ein Loch in die Erde, über das wir eine Blechplatte legten, wir machten Feuer in dem Loch und brien den Mais auf der Platte. Nachts aßen wir auch rohen Mais. Wir aßen auch Rohe Rüben, weil uns die 500 g Brot nicht reichten. Den gestohlenen Mais steckten wir in die Hosen, in den Baracken versteckten wir ihn unter die Betten, damit wir im Winter was zu essen haben. Wir waren so hungrig, daß wir jede Woche 30 Kilometer zu Fuß gingen, nur um Mais zu stehlen. An einem Abend sind wir, drei Mädchen, im Dunkeln stehlen gegangen. Der Wächter erschien mit einem Hund. Wir haben uns im Mais versteckt und nur der liebe Herrgott weiß, wieso sie uns nicht entdeckt haben.“⁴³

In einigen Fällen waren die Diebstähle etwas raffinierter, indem man die günstigen Augenblicke für solchert Unternehmen benutzte. „Es gab dort auch ein Lager, in dem Rumänen waren, Kriegsgefangene. In dem Lager war auch ein Holzdepot. Durch ein Loch im Zaun reichten sie uns Holzplatten und wir gaben ihnen dafür Brot, die Latten verkauften wir im Basar, um andere Lebensmittel zu kaufen“.⁴⁴

Der Hunger erweckte den Erfindungsgeist der Menschen, was das Zubereiten der gefundenen Übrigbleibsel aus dem Müll oder vom Feld betrifft: „Wir aßen Wildspinat oder Brennesseln, die wir mit Salz in einer Konservenbüchse kochten oder wir brien sie auf einer Blechplatte. In den Töpfen, in denen in der Küche die Krautsuppe gekocht wurde, tummelten sich Ratten. Was wir im Müll fanden, steckten wir morgens in einen Kübel mit kaltem Wasser, damit es sich bis zum Mittag reinigte, und dann aßen wir es. Wir aßen Kartoffelschalen, die wir aus dem Müll klaubten“,⁴⁵ oder „Manchmal machten wir Essen aus Wildspinat. Wir stellten eine Konservenbüchse auf zwei Ziegeln, und mit einem Nagel und einem elektrischen Draht haben wir das Wasser für den Wildspinat gekocht.“⁴⁶

Eine weitere Nahrungsquelle waren Arbeiten, die die Deportierten außerhalb ihres Arbeitsprogramms bei russischen Familien verrichteten. „Ich hatte eine Freundin aus Petrifeld, mit der wir zu einer russischen Familie gingen, um den Garten umzugra-

ben. Als Entgelt erhielten wir einen Topf voll gekochter Kartoffeln, mit ein bißchen Öl drauf, die wir aßen, bis wir uns nicht mehr bewegen konnten.“⁴⁷

Das Betteln war eine der extremen Lösungen, um den Hunger zu stillen. Der Erfolg des Bettelns war von der Großzügigkeit und der materiellen Lage der Russen abhängig. „An einem Tag kamen wir in einem Dorf bis zum Pfarrer. Er gab uns Kriegsbrot, Zwieback. Als es dann Brot frei zu kaufen gab, kauften es die Leute sackweise, dann rösteten sie es, um es längere Zeit aufbewahren zu können“⁴⁸, oder „Wir gingen auch in die Häuser der Russen. An einem Tag kamen wir in ein Haus, wo ein Junge und ein schönes Mädchen wohnten. Sie gaben uns nichts, obwohl wir um Almosen bettelten. Aber in einem anderen Haus, wo Alte waren, erhielten wir Essen. Meistens gaben sie uns Kartoffeln, Maismehl oder Brot. Wir bettelten ‚Gebt uns ein bißchen Brot!‘ – und wir bekamen Brotkrumen, die wir an alle in den Baracken verteilten, weil die Russen auch nicht viel zu geben hatten.“⁴⁹ Anscheinend war die Großzügigkeit der Russen von ihrem Alter abhängig. Die Jüngeren gaben nicht viel im Unterschied zu den Älteren, die wegen ihrer längeren Lebenserfahrung den fürchterlichen Hunger der Deportierten verstehen konnten. Dieser Aspekt wird auch durch eine weitere Aussage bestätigt: „Als wir am Boden ein Maiskorn entdeckten, hoben wir es auf und aßen es, weil wir hungrig waren. Als wir außerhalb der Stadt arbeiteten, gingen wir betteln. Wir lösten uns mit einem Ingenieur aus Budapest beim Betteln ab. Wir banden unsere Hosen so, daß wir das Erbettelte hineinlegen konnten. Wir bettelten von den Leuten, aber diese waren auch arm. Sie gaben uns Essensreste, die älteren Russen waren sehr anständig, die jüngeren nicht so sehr.“⁵⁰

Einige der Deportierten verkauften ihre Sachen und Kleider, um sich Essen zu beschaffen: „Ich hatte Glück mit der Daunendecke, die ich mitgenommen hatte. Im Winter habe ich mich mit ihr zugedeckt, und als der Sommer kam, habe ich sie verkauft, um Essen zu kaufen.“⁵¹

Der Hunger, der zur Obsession wurde, wirkte sich auch auf das menschliche Verhalten aus. Die Anschaffung und Zubereitung des Essens erreichte unglaubliche und erschreckende Formen, da es den *Menschen zum Tier* werden ließ.

Die verzweifelten Versuche der Menschen, nicht an Hunger zu sterben, beweisen noch einmal, daß die Wirklichkeit jedwede Vorstellung übertrifft. In den Berichten der Deportierten entdeckte ich erschütternde Stellen, die sich auf den schrecklichen Kampf gegen den Hunger bezogen. Diese Stellen benötigen weder Erklärungen noch Interpretationen. „Im Mist fanden wir *Fleisch von einem toten Pferd, in dem schon Würmer waren*. Wir wuschen es und kochten es, um es zu essen. *Wir ekelten uns vor nichts*. Mit uns auf der Kolchose war auch ein Schwabe, einer von uns, der mit einem Kübel voll Wasser über das Feld ging und es in die Löcher schüttete, um die Maulwürfe hervorzulocken. Er erschlug sie mit einem Stock, tötete sie, zog ihnen das Fell ab und *briet das Fleisch dieser Ratten* und aß es dann mit großem Appetit.“⁵²

„Gaspodi pa milui!“ Das Leben, der Tod und die Geburt in den Lagern

Die Deportierten haben ihr Gemeinschaftsleben den neuen vom Lager auferlegten Umständen angepaßt. Den Alltag prägten eine Reihe von Ereignissen, die für eine Gemeinschaft von Menschen spezifisch sind. Der Tod, die Krankheit, die Geburt

bestimmten den alltäglichen Verlauf der Zeit in den Lagern. Es war eine Welt, die lebte und zu überleben suchte, die ihre Gewohnheiten so weit es nur ging pflegen wollte, die die Fatalität des Schicksals hinnahm. Die schlechten Bedingungen, in denen gelebt wurde, wirkten sich in sehr vielen Fällen auf die Gesundheit der Menschen aus, die *Krankheiten* gehörten zum Lageralltag.

Bedingt durch die von den sowjetischen Behörden ohne Unterschied durchgeführte Verschleppung in eine feindliche Umgebung, waren einige Deportierte bereits bei ihrer Ankunft in den Lagern krank. Die erbarmungslose Kälte, die schweren Arbeitsbedingungen, der Hunger waren ebenfalls Ursachen der Erkrankungen in den Lagern. Viele der Kranken wurden bereits während des Jahres 1945 nach Hause geschickt, einige von ihnen kurze Zeit nach ihrer Ankunft, was noch einmal belegt, daß sie schon zum Zeitpunkt ihrer Deportation krank waren. So z.B. Josef Hund aus Fienen, der am 3. Januar deportiert worden ist, kehrte bereits am 15. März krank heim. Anton Hutzel aus Turterebesch, der am 3. Januar deportiert worden ist, „konnte überhaupt nicht arbeiten, weil er krank war“, er starb am 31. Mai in Krivoi Rog; Franz Czier aus Schinal „kam im Oktober 1945 nach Hause, weil er krank war.“ Ebenfalls 1945 kamen auch andere zurück, weil sie krank, also arbeitsunfähig waren: Dolotzki Ferencz und Johann Fezer aus Terem, Josef Czumbil aus Schamagosch „arbeitete unter der Erde in der Kohlengrube, wo er erkrankte. Vom Juno 1945 bis zum November 1945 war er im Krankenzimmer des Lagers, als er nach Hause geschickt wurde.“⁵³

Mangelhafte Behandlungsmöglichkeiten und die Leistungsfähigkeit der Kranken bewogen die russischen Behörden dazu, Arbeitsunfähige nach Hause zu schicken. Der Hungerzustand war einer der häufigsten Todes- und Krankheitsursachen. „Wir sahen einige Hungerkranke, die uns baten, ihnen etwas zu essen zu geben. Aber wir hatten nichts. Viele von ihnen sind in den Militärspitälern der Kriegsgefangenen gestorben.“⁵⁴

Der Tod gehörte in den Lagern fast zum Alltag, er wurde sowohl von Krankheit als auch von Unfällen oder schweren Arbeitsbedingungen ausgelöst. Die meisten Todesfälle geschahen, laut der Aussagen der Deportierten, in einer Merkurfabrik, wegen der Vergiftungen. „Wir arbeiteten im Hof der Merkurfabrik bei einem Hochofen. Hier starben sehr häufig Schwaben als auch Russen. Von den 900 Menschen, die aus Schinal und den umliegenden Dörfern verschleppt worden sind, starben in kurzer Zeit 600, und wir blieben 300.“⁵⁵

In einer Bittschrift, die Elisabeth Barot aus Petrifeld 1965 an die Rentenabteilung des Gesundheitsministeriums schickte, wird festgehalten, daß ihr Mann Wilhelm Barot „am Anfang der Deportationszeit in einer Kohlengrube gearbeitet hat, nachher in einer Steingrube. In Saporoskje erkrankte er an Silikose (Steinstaublunge), und wie die Ärzte besagten, lag er drei Monate im Krankenzimmer des Lagers, bis er 1947 starb und neben Saporoskje begraben wurde.“⁵⁶

Todesfälle trafen aber auch an anderen Arbeitsplätzen ein. Josef Poos aus Terem und Emmerich Pohl aus Stanislau starben 1947 und hatten in der Grube gearbeitet. Stefan Schnäbli und Franz Szolomayer aus Terem sind 1945 auf einer Baustelle gestorben. Der Tod einiger trat sehr bald nach ihrer Ankunft in die Lager ein. Alexander Manhercz aus Petrifeld z.B. starb bereits im Februar 1945. Andere

Kranke wiederum wurden nach Hause geschickt und starben auf dem Weg, wie zum Beispiel Anton Ludescher, der „1946 auf dem Weg nach Hause in Kiew starb.“⁵⁷

Sehr viele starben wegen der Epidemien, die in den Lagern ausbrachen. „Es starben sehr viele während der Typhusepidemie 1946/47.“⁵⁸

In den Aussagen der Deportierten werden auch andere Ereignisse, die zu Todesfällen führten, angegeben. „An einem Abend sind wir aus dem Lager wegge-
laufen und auf das Feld gegangen, um etwas zum Essen zu finden. Ein Mädchen aus Kaplau wurde vom Blitz getroffen und wir versuchten, sie ins Lager mitzu-
schleppen, aber es gelang uns nicht. Wir legten sie bis zum Morgen auf ein Brett,
um sie dann mit dem Auto abzuholen. Am Morgen kam dann das Auto. Es war
noch am Leben, aber bis zum Lager ist es gestorben. Es war ein vor Hunger und
Arbeit sehr abgemagertes Mädchen. Als wir sie begruben, hatten wir keinen Pfarrer
dabei, und so haben wir sie begraben, wie wir es eben wußten und konnten, in
einem nahegelegenen Friedhof.“⁵⁹

Zur Erinnerung an die Verstorbenen hat die Nachwelt ihre Namen auf Grabstätten
oder Gedenktafeln in den Jahren 1950 und 1960 schreiben lassen. Anhand sol-
cherart Quellen haben wir für einige Ortschaften Statistiken erarbeitet, betreffs der
Zahl der Todesfälle in den Lagern aus dem Donbaß: Fienen 62 Tote, Schandern 46
Tote, Kaplau 28 Tote, Schinal 42 Tote, Terem 37 Tote. Demnach war der Tod in den
Lagern oder wegen den Lagern im Phänomen der Deportation gegenwärtig. Die
Mehrheit der Verstorbenen war jung oder in den besten Jahren. Neben den
Kriegsopfern erfüllten diese Opfer der Deportationen eine dramatische Geschichte
unserer Zeit. Selbst der Begriff „Lager“ war auch durch das fünfte und sechste
Jahrzehnt hindurch (siehe die Lager der politischen Häftlinge aus der kommunisti-
schen Zeit) Inbegriff eines tragischen Lebensraums, ganz gleich ob es sich um
Nazilager oder kommunistische Lager handelte.

Im Wortschatz der Menschheit werden die Lager fortan mit den Begriffen Tod, Leid,
Gefängnis assoziiert, als Gegenstück der Gegenwart für die Gefangenschafts-
begriffe früherer Zeiten. Unter dem Zeichen der „befreienden“ oder „wiedergutmach-
enden“ Arbeit blieben *die Lager unwiderleglich mit Tod und Leiden verbunden*.

Das Lagerleben war gespickt von verschiedenen *Ereignissen*, die sich in das
Gedächtnis der Deportierten eingeprägt haben. Einige dieser Ereignisse wurden als
besonders tragisch empfunden, als Höhepunkte des Leidens: „Am schwersten war
es für uns, als die Kaserne 1946 brannte und wir ohne Kleider blieben und mit den
Männern in derselben Baracke leben mußten.“⁶⁰

Ein weiteres Ereignis, das den normalen Alltag unterbrach, war das *Weglaufen*
aus dem Lager. „Weihnachten 1947 sind wir nach unserem Arbeitsprogramm, also nach
16 Uhr, als es schon Brot frei zu kaufen gab, Brot holen gegangen. Neben einer
Brücke sind wir auf die Natschalnika getroffen, die uns fragte, wohin wir gingen, und
wir sagten ihr, daß wir Brot kaufen gingen. Sie hielt uns davon ab und sagte uns,
daß die aus der Kaserne kein Brot kaufen dürften. Wir gingen in die Kaserne zurück
und sie folgte uns. Als wir beim Tor waren, sagte sie uns, wir sollen ins Büro gehen,

wo die Offiziere waren. Dort fragten sie uns, wie wir in die Stadt gekommen sind und sie haben uns zurück in die Kaserne geschickt. Aber die Natschalnika hat uns mit sich genommen und in einen Keller gesperrt. Um 9 Uhr abends kam der Wächter und versprach, uns freizulassen, wenn wir die Natschalnika um Vergebung bitten. Ich wollte nicht, aber Marie, ein Mädchen aus Maitingen, bestand darauf, so daß wir um Vergebung baten und nach Hause gehen durften.“⁶¹

Wenn die meisten Unterfangen dieser Art hauptsächlich Abweichungen vom gewöhnlichen Lagerprogramm waren, hat es dennoch auch organisierte *Fluchtversuche* gegeben: „Ungefähr 20 sind geflüchtet, 5 haben es geschafft, der Rest wurde gefangen. Es waren drei Dolmetscher im Lager. Es war ein Ingenieur aus Gyula, aus Ungarn, und noch zwei Ingenieure. Die Dolmetscher haben uns befohlen, uns gegenseitig zu ohrfeigen, bis mehrere hinfielen. Der Ingenieur aus Gyula ist aufgestanden und hat einen der Dolmetscher verprügelt.“⁶²

In den von uns untersuchten Dossiers haben wir zwei gelungene Fluchtversuche entdeckt, für die die Betroffenen bestraft worden sind. Johann Schejk aus Trestenburg wurde nach einem Fluchtversuch aus der Stadt Tschistekowa, aus dem Lager Nr. 21, im April 1945 nach Tretscheresnaja disziplinar versetzt, zur Kohlengrube Nr. 3, die zum Gebiet Makiewka gehörte. Wendelin Mekker aus Sagas wurde ebenfalls nach einem Fluchtversuch zu 8 Jahren Gefängnis von den sowjetischen Behörden verurteilt und 1950 dann nach Rumänien abgeschoben. Die Erfolgsmöglichkeiten der Fluchtversuche waren gering, die meisten Flüchtlinge wurden erwischt.⁶³

Die *christlichen Festtage* wurden im Lager nicht als solche anerkannt, wie auch in der ganzen UdSSR nicht, wo ein atheistische Ideologie herrschte. Auch dieser Umstand hat das Leben der Deportierten erschwert, da sie von zu Hause gewohnt waren, ihr Leben nach dem christlichen Kalender zu richten. Die christlichen Feiertage wurden im Lager von politischen oder geschichtlichen ersetzt: „An zwei Feiertagen hatten wir nie frei. Feiertage waren jene des ersten Mai oder der Tag, an dem die Befreiung Stalingrads gefeiert wurde.“⁶⁴

Soweit es ihnen möglich war, gingen die Deportierten, die in ihrer Mehrheit römisch-katholischen Glaubens waren, in die orthodoxen Kirchen aus der Umgebung: „Zwei Mal war ich in der orthodoxen Kirche, wo nur Alte waren“,⁶⁵ oder „Wir waren auch in der orthodoxen Kirche, wo wir beteten ‚Gaspodı pa milui‘ (Gott erbarme dich unser). Dort in der Kirche gaben uns die Russen Almosen. Zu Ostern haben wir dort geflochtene Stritzel bekommen. Wir durften in der Kaserne keine Ikonen aufhängen“,⁶⁶ oder „Wir gingen sonntags in die griechisch-orthodoxe Kirche.“⁶⁷

Eine Gemeinschaft von Menschen, die im Glauben geboren wurde und gelebt hat, schaffte es, jenseits von Konfession und feindlichen Umständen, ihrem Glauben treu zu bleiben und sich mit einer christlich-orthodoxen Glaubensgemeinschaft zu verbünden, die ihrerseits von einer atheistischen Ideologie verfolgt wurde. Sie waren verbündet im christlichen Zeichen des Kreuzes.

Wenn es ihnen nicht möglich war, an christlichen Festen in die Kirche zu gehen, so haben sie diese innerhalb der eigenen Gemeinschaft von Deportierten gefeiert, in

einer völligen Heimlichkeit, die an die Anfänge des Christentums erinnert. „Die christlichen Feste feierten nur wir, die Sowjets kannten keine solchen Feiertage.“⁶⁸

Die Atmosphäre der christlichen Feiertage schafften sie in ihrer eigenen Welt, in den Kasernen oder Baracken, wo sie einen festlichen Rahmen improvisierten, der an zu Hause erinnerte. Ihre Berichte darüber sind gefühlsbeladen: „Zu Weihnachten haben wir einen Tannenzweig gebracht, den wir mit Holzraspeln schmückten. Hier haben wir Weihnachtslieder gesungen und gebetet. In einem Zimmer haben wir einen Altar mit Kerzen zusammengestellt, wo ein Pfarrer, der aus Ungarn deportiert worden ist, einen Gottesdienst hielt. *Wir beteten und sangen während der Arbeit.*“⁶⁹ Aus diesen Berichten ist nicht nur ein physischer, sondern auch ein geistlicher Überlebenswille von Menschen ersichtlich, die in der Mitte des zweiten Jahrtausends genötigt waren, die Anfänge des Christentums in der Heimlichkeit der Katakomben nachzuvollziehen. Es war eine dramatische Rückkehr zu den Anfängen, besser gesagt ein Verfall der Moral.

Feste waren auch die wenigen Zusammenkünfte der jungen Schwaben, die versuchten, so weit es die Behörden erlaubten, sich zu unterhalten. „Dort haben wir manchmal Theater gespielt, in schwäbischer oder in russischer Sprache.“⁷⁰

Es mischten sich auch heitere Erlebnisse dazwischen. „Wir Jugendliche haben in der Küche Ball gefeiert. Hier haben wir ein großes rotes Tuch gefunden, aus dem wir Mädchen uns Kleider gemacht haben, so daß wir am Ball alle rot angezogen waren, deshalb haben sie uns als Strafe in einen Keller gesperrt.“⁷¹

Die Geburt von Kindern in diesen unmenschlichen Bedingungen wurde in den Lagern als Gegenstück zum Tod empfunden. Es gibt unzählige Fälle von Geburten im Lager, als Ausdruck des Lebens, das aus den schwersten Bedingungen als Sieger hervorgeht. So z.B. wurde Maria Ritli am 2. September 1945 geboren, als Tochter von Elisabeth und Johann Ritli aus Kalmändi; Maria Erdei wurde am 2. August 1945 geboren, als Tochter der Maria Erdei aus Stanislau. Maria Merk „hat am 5. August 1948 ein Mädchen geboren“, Ladislau Banhegy wurde 1948 in Donbaß geboren, als Sohn der Elisabeth Banhegy aus Kalmändi. Die in der UdSSR geborenen Kinder wurden sehr spät in die Akten eingetragen. In diesem Sinne erwähnen wir den Fall von Maria Gocs aus Darotz, die in Donbaß geboren worden ist und der erst 19 Jahre später ein Geburtsschein ausgestellt wurde, als sie heiratete. Anscheinend hatten die sowjetischen Behörden nicht mit der Geburt von Kindern gerechnet.

Der Status der Deportierten war ausschließlich der eines Arbeitstiers und nicht der eines menschlichen Wesens, das lebt, sich fortpflanzt und arbeitet. Im Geburtschein Serie N.W. Nr. 526885/1965, der vom Volksrat der Gemeinde Darotz ausgestellt wurde, wird erwähnt, daß Maria Gocs am 15. Mai 1946 in Junkom, im Raion Stalinow geboren wurde, als Tochter von Mathilde und Augustin Gocs.⁷²

Tod und Geburt gehören demnach zweifellos in jeden Lebensraum, auch in die Lager und unterstreichen noch einmal die Tragik der Unterbrechung eines normalen Lebenslaufs unschuldiger Menschen.

Solidarität im Leid

Die Konzentration der Menschen in Lagern ist in erster Reihe eine Form der Isolierung und Abkapselung einer menschlichen Gemeinschaft oder einer Gruppe von Einzelpersonen. Trotzdem gelingt es den Menschen im Rahmen des Möglichen auch im Lager zueinanderzufinden und zusammenzuhalten, um den schweren Bedingungen standhalten zu können. Das Leid vereinte Schicksale, löste aber auch Mitleid, gegenseitige Hilfsbereitschaft, Verständnis innerhalb der Gemeinschaft der Deportierten sowie auch in dem Verhältnis mit der russischen Welt außerhalb der Lager aus.

Das Leid der Menschen aus den Lagern wurde auch auf die Welt von draußen übertragen, da es hier nach dem zweiten Weltkrieg auch an allem mangelte. Die russische Welt außerhalb der Lager war ebenfalls arm und vom Hunger geplagt und – so wie die Deportierten – in die Wiederaufbauarbeiten einbezogen.

Eine erste Ebene dieser *Solidarität* wurde durch die *Beziehungen der Deportierten zu den militärischen und öffentlichen sowjetischen Behörden* erreicht. Diese Beziehung begann mit der Festnahme und Verschleppung der Schwaben aus ihren Heimatortschaften. Auch wenn das Benehmen der sowjetischen Behörden von einer Gegnerposition bestimmt war – sie mußten Befehle ausführen –, fanden Deportierte manchmal Verständnis bei einigen sowjetischen Soldaten. So z.B. erinnert sich ein Deportierter, daß während der Verschleppung und der Konzentration im Zentrum Großkarol der sowjetische Offizier ihnen erlaubt hat, Briefe an die Eltern ins Dorf zu schreiben, damit diese ihnen Kleidung und Essen bringen, oder daß es wegen dem nachsichtigen Verhalten der Eskorte auch Fluchtmöglichkeiten gab. „Sie führten uns zu Fuß nach Großkarol. Ich konnte entweichen, denn der Russe war kein schlechter Mensch... Der Leutnant kam und sagte uns, wir könnten nach Hause schreiben, damit uns die Eltern das Nötigste schicken, weil wir nach Rußland geschafft werden. Der Leutnant war ein gefühlvoller Mensch und wir haben geschrieben.“⁷³ In vielen Fällen erwähnen die Deportierten, daß die Lagerbehörden ihnen gegenüber Verständnis gezeigt haben oder aber nicht gewalttätig waren. „Die Russen haben sich recht gut benommen. Wir wurden nicht geschlagen“,⁷⁴ oder „Die Russen haben sich uns gegenüber nicht besonders schlecht benommen. Sie haben uns nicht geschlagen und wir konnten ungarisch sprechen.“⁷⁵ Dieselbe tolerante und verständnisvolle Haltung der Behörden wird auch in jenen Fällen erwähnt, in denen die Deportierten das Lagerprogramm nicht respektierten und versuchten, fortzulaufen, um Nahrung zu verschaffen: „An einem Tag, als wir vom Maisstehlen zurückkamen, begegneten wir der Wache und anderen Russen, die uns zwar fragten, wohin wir gingen, uns aber nichts antaten. Sie haben uns nicht geschlagen, manchmal haben sie uns in den Arrestraum gesperrt.“⁷⁶

In den Berichten der Deportierten wird auch vom unterschiedlichen Verhalten der Behörden gesprochen. Einige waren schlecht, andere wiederum tolerant. „Wir waren bei Maurerarbeiten, wo ein sehr schlechter Ingenieur uns überwachte. Ich war müde von der Arbeit und vor Hunger. Wir besprachen mit den Mädchen, sobald es in der Fabrik zum Feierabend läutet, von den Gerüsten zu steigen und wegzulaufen. Der Ingenieur wollte uns aber nicht weglassen. Es ist uns trotzdem gelungen zu entweichen, aber der Ingenieur hat uns beim Leutnant verklagt. Dieser war aber

ein guter Mensch und ist für uns eingetreten. Er hat uns als Strafe nicht zu noch mehr Arbeit verpflichtet.⁴⁷⁷ Die verzweifelten Fluchtversuche um Nahrung zu verschaffen lösten keine Repressalien seitens der Behörde aus: „Wir waren an mehreren Abenden Maisstehlen. Einmal wurden wir von einem Auto eingeholt, in dem ein Offizier war, aber er hat uns nichts getan. Sie hatten kein Interesse, uns verhungern zu lassen, weil auch sie nichts zu essen hatten.“⁴⁷⁸

Ein zweites Niveau der Solidarität mit der Außenwelt entstand durch das *Verhältnis der Deportierten zur russischen Bevölkerung* aus der Umgebung der Lager. Die Zeichen dieser Solidarität bemerkt man vor allem bei Aktionen der Nahrungssuche und dem Verschaffen von Essen. Der Hunger plagte die russische Bevölkerung nicht minder stark: „Wir stahlen Mais, Feldkartoffeln. Mit uns waren auch Russinnen, weil auch sie nichts zum Essen hatten“,⁷⁹ oder „Der russische Wächter auf dem Maisfeld war ein guter Mensch. Er sagte dem Dolmetscher, er solle den Mädchen mitteilen, daß er morgen den ganzen Mais vom Feld schaffen wird und sie sollen stehlen kommen. Wir hatten Hosen an und in sie haben wir den Mais versteckt. Desgleichen sammelten wir je zwei Geldmünzen von jedem der Mädchen, um sie dem alten Wächter zu geben.“⁴⁸⁰

Andere Solidaritätsbekundungen der russischen Bevölkerung mit den Deportierten konnte man auch innerhalb der Arbeitsverhältnisse feststellen. So z.B. als einmal eine der Grubenanlagen aus Unachtsamkeit eines Deportierten kaputt ging, zeigte der Meister Verständnis: „Der Meister kam, aber er sagte nichts und schimpfte uns auch nicht zusammen, weil wir Deutsche waren. Er war sehr gut mit uns, wie ein Vater.“⁴⁸¹

Das Leben und die Arbeit in den Lagern hat auch zu Freundschaften zwischen den Deportierten und der russischen Bevölkerung geführt. Diese typisch menschlichen Beziehungen kamen vor allem im Augenblick des Abschieds zum Vorschein: „Als sie uns sagten, daß wir nach Hause gebracht werden, weinten die russischen Frauen. Sie weinten auch, weil ihre Männer an den Orten gestorben waren, zu denen wir zurückkehrten.“⁴⁸²

Die Freundschaft als Folge der zwischenmenschlichen Solidarität ist eine Bestätigung der Tatsache, daß jenseits von Umständen und Umgebungen Menschen verschiedenster Abstammung zueinanderfinden und ihr Zusammenhalten als selbstverständlich und menschlich betrachten: „Mit den Russen haben wir gut gelebt, wir haben viele Russinnen kennengelernt, mit denen wir uns angefreundet haben, und wir haben ihre Adressen mitgenommen, aber wir haben ihnen nie geschrieben. Nicht weil wir es nicht gewollt hätten, sondern weil wir es immer wieder hinausgeschoben haben.“⁴⁸³

Die zwischenmenschlichen Beziehungen schließen jedwelche Ideologien oder Zufallsgegnerschaften aus, weil sie überall in der Welt und zu jedem Zeitpunkt die menschliche Gemeinschaft mit all ihren positiven Eigenschaften in aller Selbstverständlichkeit lebt; und nur politische und militärische Erschütterungen können zweitweilig diese Beziehungen erschüttern.

„Skoro Damoi!“ Wir fahren nach Hause. Der Weg zurück aus den Lagern.

Die Verschleppung und die Zeit der Gefangenschaft in den Lagern bildeten die ersten zwei Etappen des Deportationsphänomens. Die Rückkehr aus den Lagern umfaßt eine dritte Etappe, die eine selbständige Analyse erfordert, weil man aus der Art, in der dies „Comeback“ vor sich ging, wie auch aus jener, in der dies erwartet wurde und in der Erinnerung der Deportierten für immer verwurzelt geblieben ist, bedeutende Aspekte des Deportiertseins herauslesen kann, die zum Verstehen der Verschleppung einer Bevölkerungsgruppe am Ende des zweiten Weltkriegs mit seinen sozialen und politischen Implikationen aufschlußreich sind.

Man kann die Etappe der Rückkehr aus den Lagern anhand von zwei Quellen verfolgen: Die erste ist jene der Papiere, die bei der Wiederaufnahme der Deportierten erstellt worden und die in ihren Akten vorhanden sind. Eine zweite Quelle ist jene der Aussagen der Deportierten, die in Erzählform den Zeitpunkt des Verlassens des Lagers und der Wiederbegegnung mit den Heimatorten wiedergeben.

Aus der ersten Quelle sind anhand der Papiere die Informationen betreffs der Etappen der Rückkehr nachvollziehbar, sowie die Art, in der die Deportierten von den rumänischen Behörden beim Zurückkommen behandelt wurden.

Die Rückkehr aus den Lagern erfolgte in Etappen. Eine erste Etappe war jene der Heimkehr der Kranken 1945-46. 1947 folgte eine zweite Etappe, als mehrere aus Fienen, Kaplau usw. nach Hause kamen. Ein Grund für das frühere Nachhause-schicken dieser Menschen ist vor allem die Tatsache, daß diese Verschleppten vermutlich nicht mehr als Arbeitskraft benötigt wurden, da durch die Qualifizierung der Deportierten auf verschiedenen Gebieten eine erhöhte Arbeitseffizienz erzielt wurde. Die meisten kehrten im Jahre 1949 zurück, nach fast 5 Jahren Deportation! Die Rückkehr erfolgte vor allem in den Monaten Oktober bis Dezember 1949, bis in die Weihnachtszeit. Es gibt aber auch Fälle der Rückkehr am letzten Tag des Jahres 1949. So einer ist auch der von Elisabeth Rimili aus Terem. Wir entdeckten aber auch einige Fälle, in denen die Deportierten erst 1950 zurückkamen: Karl Morent aus Petrifeld, am 4. Januar 1950; Maria Reiz aus Erdeed, am 17. Januar 1950; Stefan Ghengh aus Turterebesch, am 26. November 1950; Joseph Huber aus Erdeed, am 3. November 1950. Das späteste Datum der Rückkehr war der 2. April 1952, als Josef Lovas aus Petrifeld heimkehrte.⁸⁴

Aus der *Analyse der Repatriierungsakten* geht die Art hervor, in welcher die Deportierten von den Behörden zum Zeitpunkt ihrer Rückkehr aufgenommen wurden, und auch ihre Lage gleich nach ihrer Reintegration in ihre Heimatorte. Andererseits beweisen diese Dokumente die politisch begründete besondere Aufmerksamkeit, die die Behörden den Deportierten gegenüber zeigten, was seine politischen Gründe hatte. Dadurch wird bestätigt, daß die Deportation ein Teil der kommunistischen Offensive und der Einführung des Kommunismus in diesem Teil Europas war.

Die deutschstämmige Bevölkerung, die während des Krieges als *Kriegsfeind* deportiert worden war, wurde nun nach ihrer Rückkehr als ein mögliches Potential des *Klassenfeindes* gesehen. Der Schlüssel zu dieser Metamorphose kann im geschichtlichen Umfeld entdeckt werden, im Prozeß der Einführung des

Kommunismus in diesem Teil Europas, der Eingliederung einiger Ostländer ins sowjetische Lager. Von den Lagern „in Massen“ der Deportierten und den späteren politischen Lagern für antikommunistische Häftlinge wird der Übergang zum sowjetischen Lager der Länder aus dem Osten vorgenommen. Es ist nicht nur ein semantischer Übergang, sondern einer, der eine gesamte politische Realität ohnegleichen umschreibt.

In den Akten der Deportierten wird sowohl das Datum der Heimkehr festgehalten, als auch die Umstände, in denen der Deportierte in seinem Heimatort reintegriert und überwacht wurde. Dieser Prozeß wurde auf mehrere Arten durchgeführt. Es wurden zwecks Wiederaufnahme in die Heimat einige Organisationen gegründet: eine Kommission zur Auswahl der Heimkehrer, die aufgrund des Befehls des Polizeivorstands Nr. 5371 vom 11. Mai 1945 zusammengestellt worden ist, die rumänische Mission zur Wiederaufnahme, und auf lokaler Ebene das Büro für Evakuierte und Flüchtlinge. Die Wiederaufnahme wurde vor allem in drei Zentren durchgeführt: Jassy, Focsani und Sighet. Wie aus den Akten hervorgeht, wurden diese Wiederaufnahmekommissionen von einem Präsidenten geleitet, der von der Präfektur des Kreises, in dem sich das Zentrum zur Wiederaufnahme befand, delegiert wurde. Mitglieder der Kommissionen waren ein Delegierter des Polizeidistrikts, ein Delegierter der Gendarmerielegion und ein Delegierter des Büros für Evakuierte und Flüchtlinge.

Die Akte der Deportierten enthält vor allem folgende Papiere: die Wiederaufnahmebescheinigung, den Rückführungsbefehl und die Erklärungspapiere. Während die ersten beiden Bescheinigungen einen streng administrativen Charakter haben, setzt die dritte Bescheinigung den Deportierten mitten in einen Überwachungsapparat mit politischen Konnotationen. Die politische Akte, die aus diesem Erklärungsformular entstanden ist, wurde in der kommunistischen Periode für die Deportierten und später für die gesamte Bevölkerung zur wichtigsten Identitätsbestätigung des Individuums. „Die *politische Matrikel*“ bestimmte das Leben und die Biographie des Individuums. Sie bleibt das wichtigste Dokument in der Einschätzung des Einzelnen, die erste Ursache des Waffenstillstands zwischen einem totalitaristischen, kommunistischen System und dem Individuum, als möglicher Klassenfeind der „neuen Ordnung“! Es war fast unmöglich, dieser Matrikel zu entgehen. Das Individuum konnte nur durch politisch sauberes „Dossier“ als glaubwürdig erscheinen. Die Biographie des Einzelnen, die eigentlich anhand der menschlichen Qualitäten bestimmt werden sollte, wurde von einer politischen Biographie vorgeschrieben, die in den meisten Fällen mit dem Einkommen des Einzelnen gleichgesetzt wurde, und die die Einschätzungen des politischen Systems als richtig bestätigte.

Gerade deshalb wurde der Deportiertenstatus nach den Deportationsjahren ausschlaggebend für die Biographien der Betroffenen.

Der Befehl an den Wohnort zurückzukehren, der aufgrund der Wiederaufnahmebescheinigung erstellt worden war, wurde jedem Deportierten ausgehändigt und war vom Kommandanten des Empfangsbüros, einem Offizier, unterzeichnet. Dieser Befehl enthielt Daten über den Familienstand der Deportierten und in ihm war vorgesehen, daß der Wiederaufgenommene in die alte Heimat mit jedwelchem

Verkehrsmittel vom Empfangszentrum (Jassy, Focsani oder Sighet) bis zum Wohnort fahren darf. Hier mußten sich die Wiederaufgenommenen „bei den Polizeibehörden oder bei den Dorfbehörden anmelden, um in das Einwohnermelderegister aufgenommen zu werden.“ Die deportierten Männer zwischen 18 und 55 Jahren mußten sich vorzeitig bei den Militärzentren in der Nähe ihres Wohnortes melden, um ihren militärischen Stand zu klären. Der Ausweis zum Zurückfahren an den Wohnort war für 15 Tage gültig, anschließend mußte jeder einzelne dafür sorgen, zu einem allgemein gültigen Personalausweis zu kommen.⁸⁵

Das Erklärungsformular der Deportierten hatte eine Reihe von politischen Konnotationen. Dieses Dokument wurde von jedem Deportierten bei der Auswahlkommission eingereicht. In den der Erklärung beigelegten Vorschriften wird deutlich vorgesehen, daß „nur jene ins Land aufgenommen werden können, die vor dem 28. Juni 1940 rumänische Staatsbürger waren.“ Diese Einschränkungen sind in jenem Erklärungsformular enthalten, das in Jassy oder Focsani ausgefüllt wurde. In dem in Sighet von der Auswahlkommission ausgestellten Formular wird folgende Einschränkung festgehalten. „Die Wiederaufnahme ist nur jenen gewährt, die vor der Abtretung Nordsiebenbürgens 1940 rumänische Staatsbürger waren.“⁸⁶

Die Wiederaufgenommenen mußten sich im Verlauf von 15 Tagen „beim Rathaus des Wohnortes anmelden, das verpflichtet ist, dem Sicherheitsbüro der Polizei sofort mitzuteilen, ob der Betreffende in das Nationalitätenregister vor dem 28. Juni 1940 (oder dem 30. August 1940, n.n.) eingetragen war“, mit dem genauen Vermerk des „Jahres, des Monats und des Tages und auch der Nummer, unter der er eingetragen war, desgleichen, ob er die Staatsbürgerschaft laut Gesetz bis jetzt verloren hat oder nicht.“

Die Überprüfung des Familienstandes und der Nationalitätsangehörigkeit wurde sehr gründlich durchgeführt. Die Exemplare der „Erklärungsformulare“ datieren aus den Jahren 1946-47. Erwähnenswert ist die Tatsache, daß die verlangten Angaben für das Büro des Sicherheitsdienstes bestimmt waren, also für spezielle Behörden des Polizeibüros, die die Daten und den Status der Wiederaufgenommenen überprüften und eintrugen. Dieser Tatsache kann man entnehmen, daß der Status dieser Deportierten ein politischer war, sie standen unter der Aufsicht der Staatssicherheit.

Nachdem die Angaben von den „speziellen Organen“ unter die Lupe genommen worden waren, erfolgte ihre Eintragung in die Einwohnermelderegister der jeweiligen Gemeinde.

Dieselben politischen Konnotationen kann man auch in dem eigentlichen Fragebogen des Erklärungsformulars wiederfinden, in dem die Deportierten auf Fragen betreffs ihrer politischen Tätigkeit, die sie im „Land oder im Ausland“ betrieben hatten, beantworten mußten.

Der Prozeß der Wiederaufnahme war aber mit der Eintragung in die Standesamtsakten noch nicht vollendet. Der Deportierte wurde auch weiterhin einer strengen Überwachung ausgesetzt: „Das Einwohnermeldeamt des Wohnortes wird über die Ankunft des Heimkehrers in der Heimatgemeinde sofort die Polizei (auf den Dörfern

die Gendarmerie) informieren, zur Befolgung erhaltener Befehle die früheren *Lebensumstände des Repatriierten verfolgen und überprüfen*.⁴⁸⁷

Dieses bestätigt, daß der Heimkehrer auch weiterhin von den lokalen Behörden überwacht wurde und somit vom *Lagerstigma* gezeichnet war. Die Pflichtbeteiligung an Wiederaufbauarbeiten in den Lagerjahren war für die Behörden keine ausreichende Garantie.

Das Schicksal des Deportierten wurde von „Verfolgung und Überprüfung der Vorstrafen“ gezeichnet und fand somit Eingang in die Mechanismen der „revolutionären Wachsamkeit“, einem obsessiven Begriff der kommunistischen Ideologie und Propaganda.

Schilderungen und Aussagen der Befragten, die sich auf das Verlassen des Lagers beziehen, sind sehr reich an Daten. Sie können in zwei Richtungen hin interpretiert werden: die Wahrnehmung der Ankündigung der Freilassung, als Ende einer langen und quälenden Erwartung dieser Meldung, sodann die Rückkehr und das Wiederbegegnen mit den Heimatorten.

Das Erwarten der Befreiung war ein Gemütszustand, den wir in den Aussagen der Deportierten häufig wiederfinden. Fast in allen Fällen wird er von Enttäuschung und Verzweiflung begleitet, da das Datum der Befreiung aus den Lagern immer wieder hinausgeschoben wurde. „In den fünf Jahren haben sie uns oft gesagt, daß wir bald nach Hause fahren können ‚skoro damoi‘“. Das sagten sie immer wieder am 15. oder ersten des folgenden Monats. Das sagten sie uns in jedem Monat 5 Jahre lang; sowohl die russischen Arbeiter sagten es, als auch die russischen Offiziere, die unsere Hoffnung immer wieder nährten, damit wir uns nicht gegen das Lager auflehnten⁴⁸⁸, oder „Am Anfang wurden wir benachrichtigt, daß die von uns, die Ungarn sind, nach Hause fahren werden. Aber wir glaubten ihnen nicht mehr, weil sie uns jeden Tag beteuerten, daß wir bald nach Hause gelassen werden.“⁴⁸⁹

Um früher freigelassen zu werden, versuchten die Deportierten solche Erklärungen an die Behörden abzugeben, die sie mit den aus Ungarn Deportierten gleichstellten, die am Ende des Jahres 1946 nach Hause gelassen wurden. „Sie haben die Deportierten aus Ungarn, aus dem Kreis Szatmar - Szabolcs nach Hause geschickt. Auch wir sagten, wir seien aus Ungarn, obwohl wir wußten, daß wir aus Rumänien sind. Wir haben unter uns abgesprochen zu sagen, daß wir vor 1940 zu Ungarn gehört haben, weil uns jemand dazu geraten hatte. Aber ein Mädchen aus Kaplau sagte, daß wir zu Rumänien gehört haben und sie haben uns zurückgebracht und wir blieben noch zwei Jahre im Lager.“⁴⁹⁰

Die Wahrnehmung des Rückkehrbescheids sowie die Vorbereitungen und Etappen des Weges werden mit aller Genauigkeit wiedergegeben: „Sie führten uns zur Sitzung in einen Saal, in dem ein großer Tisch war, auf dem sie ein großes rotes Tuch ausgebreitet hatten, und teilten uns mit, daß die Zeit gekommen sei, nach Hause zu fahren. Sie sagten uns, daß wir keine Läuse, keine Papiere oder Bücher mitnehmen dürfen⁴⁹¹, oder „Zwei Wochen lang bis zur Abfahrt haben wir uns ständig gewaschen, weil wir um die Augen und auf dem Körper schwarz von Kohlestaub waren.“⁴⁹²

Die Etappen des Wegs zurück werden in folgender Reihenfolge wiedergegeben: der Weg aus dem Lager bis Sighet, die Zwischenstationierung in Sighet, der Weg aus Sighet in die Heimatortschaften. „Sie führten uns in einem Auto bis zu einem Zug, wo sie uns in die Waggon einluden. Mit dem Zug fuhren wir bis Sighet, wo wir eine Woche lang blieben. Nach Sathmar sind wir mit dem Auto gelangt. Sonntag morgens, am 20. Oktober 1949, bin ich in Sathmar angekommen, und am Abend in Bildegg, wo ein Ball war. Von Sathmar bis Bildegg fuhr ich mit einem Lastauto, das Ziegel transportierte“⁹³.

Oder: „Im September 1949 brachten sie Ware ins Lager und sagten uns, wir sollen einkaufen, was wir benötigten. Wir haben die alten Kleider weggeschmissen, die Russen sammelten sie ein und wir kauften uns neue. Nach dem letzten Schichtwechsel führten sie uns mit Musik aus dem Lager hinaus. Sie kontrollierten unsere Koffer und führten uns mit dem Bus zum Zentrumslager, wo auch andere aus Erdeed zugegen waren. Wir haben mit unseren Bekannten gefeiert. Sie kamen später zurück, im Dezember. Als wir in Sighet ankamen, verlangten sie unsere persönlichen Daten. Als wir in Sathmar ankamen, gingen wir in ein Gasthaus, wo wir mehrmals aßen, weil wir sehr ausgehungert waren. Wir kamen in Erdeed am Bahnhof an und die Menschen aus dem Dorf kamen uns holen wie zu einer Hochzeit. Sie begleiteten mich nach Hause und warteten in unserem Hof, bis ich gegessen habe. Dann ging ich zu ihnen in den Hof und habe ihnen vom Lager erzählt.“⁹⁴

Die Wiederbegegnung mit den Heimatgemeinden nimmt einen ganz speziellen Platz in der Erinnerung der Deportierten ein, vor allem weil dieser Augenblick von heftigen Gefühlen geprägt war: die *Freude* über die Wiederkehr ins Dorf und in die Familie wird vom *Schmerz* über den Tod einiger Familienmitglieder oder Bekannten, die während dieser 5 Jahre verstorben waren, begleitet. Die Gefühle sind umso heftiger als solcherart Verschleppungen und Wiederkehr für eine Dorfgemeinschaft, in der das gesamte Leben von Tradition bestimmt war, außergewöhnlich waren. Die Berichte über die Wiederbegegnung haben eine *konzentrische* Struktur. Als erstes wird die Wiederbegegnung mit den Familienmitgliedern erwähnt, dann der Kontakt mit größeren Menschengruppen, die in das Haus oder in den Hof des Zurückgekehrten kommen, und zuletzt wird die gesamte Dorfgemeinschaft erwähnt, da alle an diesem Ereignis teilnehmen.

Der Bericht von der ersten Begegnung mit der Familie ist vom Schmerz geprägt, den die Deportierten empfanden, als sie vom Tod der Eltern oder anderer Familienmitglieder erfuhren. „Wir kehrten heim in den Bahnhof aus Ghilvatsch, wo mein Vater und meine Schwester mich erwarteten. Die Mutter war gestorben. Als ich zu Hause ankam, warf ich mich aufs Bett meiner Mutter und schrie: „Liebe Mutter, wo bist du?“⁹⁵ Der Schmerz hat die Freude des Wiedersehns getrübt. Als zweites war da die Freude ob dem Wiedersehnen mit den Jugendlichen des Dorfes: „Als wir zurückkamen, begegnete ich in Sathmar meinem Bruder, der im Lyzeum war. Als wir dann in Ghilvatsch ankamen, war es bereits Abend. Mein Vater kam mit der Laterne. Er ging zwei Schritte, drehte sich um, um mich zu sehen, wieder blieb er stehen und wieder sah er mich an. Er konnte es nicht glauben, daß ich es war. Als wir zu Hause ankamen, war unser Haus voll Jugendlicher, die sich über meine

Wiederkehr freuten. Auch meine Schwester war dort, die auch deportiert worden war, aber früher nach Hause gekommen ist, weil sie krank war.“⁹⁶

Die 5 Jahre haben auch in den Familien oder in der Dorfgemeinschaft Spuren hinterlassen. Einige sind gestorben, andere wiederum, die zum Zeitpunkt der Deportation noch Kinder waren, sind inzwischen so gewachsen, daß die Deportierten sie nicht mehr wiedererkannten. Solcherart Wiederbegegnungen sind besonders erschütternd: „Als wir in Sighet ankamen, haben sie uns in alphabetischer Ordnung nach Hause fahren lassen. Ich war beim Buchstaben „B“ eingetragen und so kamen wir vorläufig nur unser vier nach Terebesch, die anderen blieben über Nacht noch dort. Am Abend waren wir in Sathmar. Als wir am Ghilvatscher Bahnhof ankamen, regnete es. Ich hatte einen kleineren Bruder, der bei meiner Verschleppung 3 Jahre alt war, jetzt war er 7. Am Bahnhof rief er: „Balintfi Rozalia“, aber ich habe ihn nicht wiedererkannt, auch er erkannte mich nicht. Da sagten mir andere Leute, daß er mein Bruder sei. Mein Vater kam uns holen, mit der Laterne. Mein Vater war auch verschleppt, aber er ist 2 Jahre früher nach Hause gekommen.“⁹⁷

Voller Bedeutung sind die Berichte über die Beteiligung der gesamten Dorfgemeinschaft an der Freude des Wiedersehns. In den meisten Fällen werden diese Beteiligungen vom Pfarrer in die Wege geleitet. „Als ich im Dorf ankam, gingen wir zuerst in die Kirche. Mein Vater war in Gefangenschaft und so erwartete mich meine Mutter am Bahnhof. Von der Kirche ging ich dann ins Haus meiner Mutter. Sie wollte nicht, daß ich in mein Haus gehe. Am zweiten Tag ging ich dann in mein Haus. Es war leer... Als wir zurückkamen, haben uns viele erwartet. Die Dorfbewohner erwarteten uns mit dem Pfarrer an der Spitze am Bahnhof und wir gingen gemeinsam in die Kirche, mit dem Kreuz. Zuerst gingen wir in die rumänische Kirche und dann in die katholische, nachher gelangten wir nach Hause.“⁹⁸ Die Wiederbegegnung geschah in diesem Fall im Zeichen des Glaubens, wobei der erste Weg, mit dem Pfarrer an der Spitze, in die Kirche führte. Es war eine Geste, die die Tatsache ausdrückte, daß diese Wiederkehr als Segen Gottes betrachtet wurde, so wie das Fortgehen seiner Zeit als nötiges Opfer empfunden worden war. *Die Verschleppung in und die Rückkehr aus dieser modernen Gefangenschaft trägt somit die Zeichen eines biblischen Zyklusses vom Opfer über die Sühne hin zum Segen und zur Dankbarkeit.*

Bei der Abfahrt in die Deportation erhielten einige der Verschleppten den Segen des römisch-katholischen Bischofs in Sathmar, bei der Rückkehr werden sie vom Dorfpfarrer empfangen. Die rumänische christliche Gemeinschaft aus dem jeweiligen Dorf nimmt auch Anteil an der Wiederkehr der Schwaben, die, bevor sie vom Bahnhof nach Hause gingen, auch in die rumänische Dorfkirche eingetreten waren. Auch dies ist eine Geste, die die Solidarisierung im Namen des Glaubens jenseits von ethnischer Zugehörigkeit des einzelnen nochmals bestätigt.

VIII. „So ging das Leben dahin“ – Epilog

Die Deportation, die Jahre in den Lagern, blieben im Bewußtsein der Überlebenden und in jenem der Nachwelt als dramatische Momente, die den normalen Lebenslauf einer Gemeinschaft und nicht zuletzt die Biographie des einzelnen erschüttert hat, verwurzelt.

Die Folgen dieses Kapitels der zeitgenössischen Geschichte werden von den Geschichtsforschern unter die Lupe genommen werden, durch Instrumentarien der wissenschaftlichen Forschung, die ein breites Spektrum an Interpretations-Richtungen umfassen muß: soziale, politische, wirtschaftliche und ethnische. Durch diese wird man ein Kapitel der Geschichte unseres Jahrhunderts nachvollziehen können.

Jenseits der Geschichtsforschung sollte man auch die Schlußfolgerungen der direkt Beteiligten in Betracht nehmen.

Erlebte Geschichte bleibt in erster Reihe eine Geschichtsquelle für die Geschichtsforschung, sie bietet aber auch eine Reihe von Interpretationen der Betroffenen. Die Aussagen der von uns Interviewten können sowohl zur Nachvollziehung der Geschichte verwertet werden als auch zum Verstehen des geschichtlichen Augenblicks. Die Überlegungen der Betroffenen können eine willkommene Ergänzung zur Geschichtsforschung sein. Die Botschaft dieser Berichte ist unmittelbar und verfügt über persönliche Sorgfalt.

Während der Interviews mit den Betroffenen sollte man zwei Ebenen in Betracht ziehen: die der direkten und ungetrübten Erinnerung und die der eigenen Interpretation des Deportierten.¹ Während letzterem distanziert sich der Beteiligte von den Ereignissen, versucht sie in eine Geschichte einzugliedern und wird somit zum „raisonneur“ eines geschichtlichen Augenblicks. Einerseits versucht er die Erlebnisse, die er hatte, zu begründen, andererseits stellt er die Folgen der geschichtlichen Tatsachen für sein eigenes Leben und für das Leben der Gemeinschaft, zu der er auch gehört, dar.

Die Deportierten betrachten ihre Erlebnisse als Fatalität, denen sie als Unschuldige unterworfen waren. Die Deportation war unbegründet, weil sie sich für unschuldig hielten: „Ich habe nie Deutsch gesprochen, auch nicht in meinem Elternhaus. Ich bin in die ungarische Schule gegangen.“²

Der Deportation folgten auch andere Ereignisse, die ebenfalls als Fatalität angenommen wurden: „2 Jahre, nachdem wir zu Hause angekommen sind, haben sie landwirtschaftliche Genossenschaften gegründet. Als ich aus Rußland zurückkam, habe ich nicht daran gedacht, nach Deutschland auszuwandern. *So ging das Leben dahin!*“³ oder „1951 haben sie mich zum Kommissariat gerufen und mich ins Banat zum Militär geschafft...“⁴ Nur selten begegnen wir einem Hauch Optimismus in den Erzählungen der Deportierten: „Einen Monat lang hörte ich auch nachher in meinen Ohren immer wieder die Worte „Towarischtschi“ und „Lieutenant“ hallen, doch wir waren jung und voller Hoffnung, als wir nach Hause kamen –“⁵...

Der Donbaß bleibt somit ein Segment der Geschichte, einer „deportierten Geschichte“, das zum Symbol für kommunistische Lager wurde.

Die Überlebenden der Deportation bleiben noch Quellen ersten Ranges in der Rekonstruktion eines dramatischen Kapitels der zeitgenössischen Geschichte. Viele Jahre nach der Rückkehr aus den Lagern sind die Aussagen der Deportierten Erinnerungen, die in ihrem Geist und ihrem Herzen für immer tief verwurzelt bleiben werden, nicht parteiisch, nicht nachgiebig, aber gleich ihren eigenen Leiden.